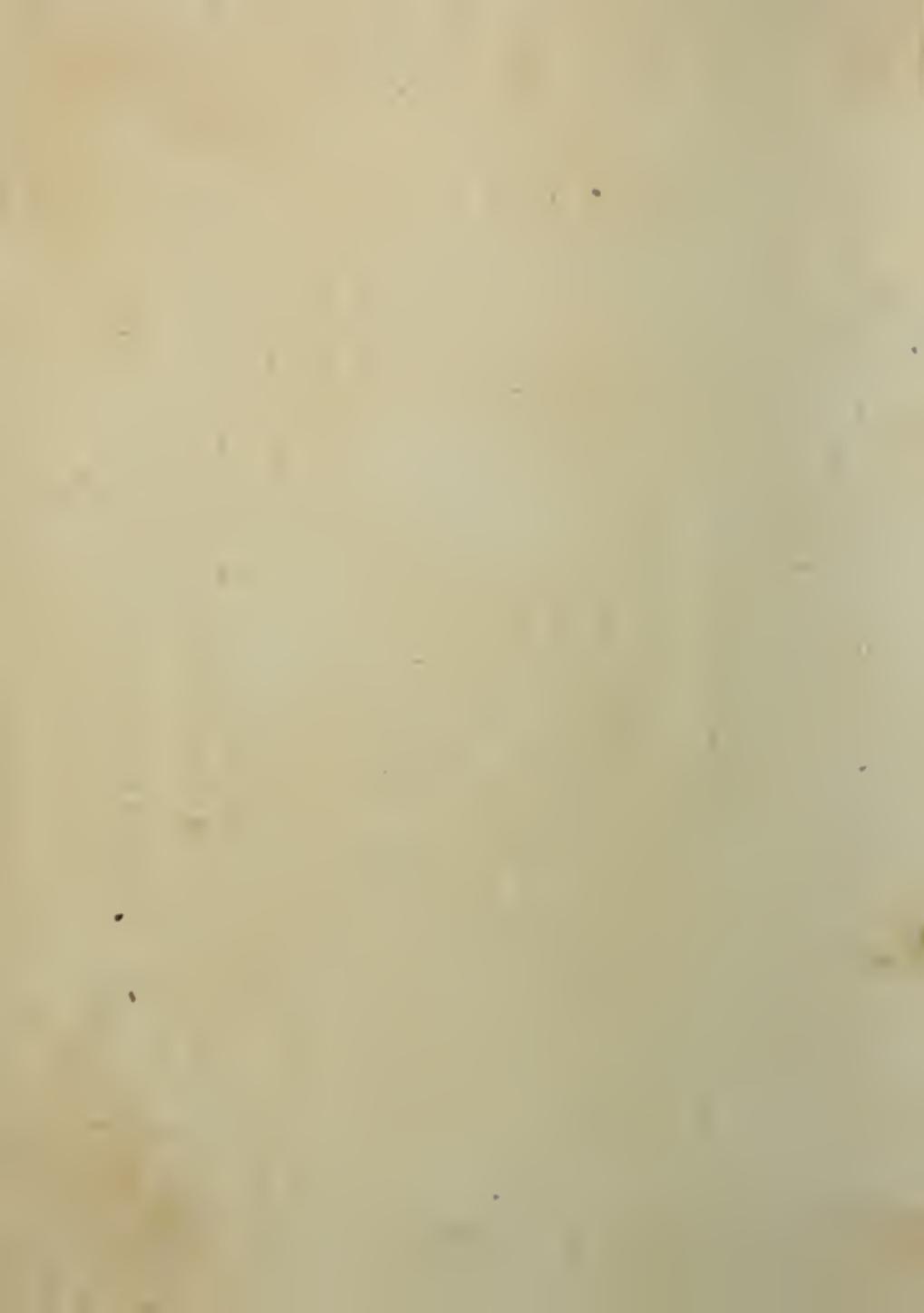




3 1761 03530 6661

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



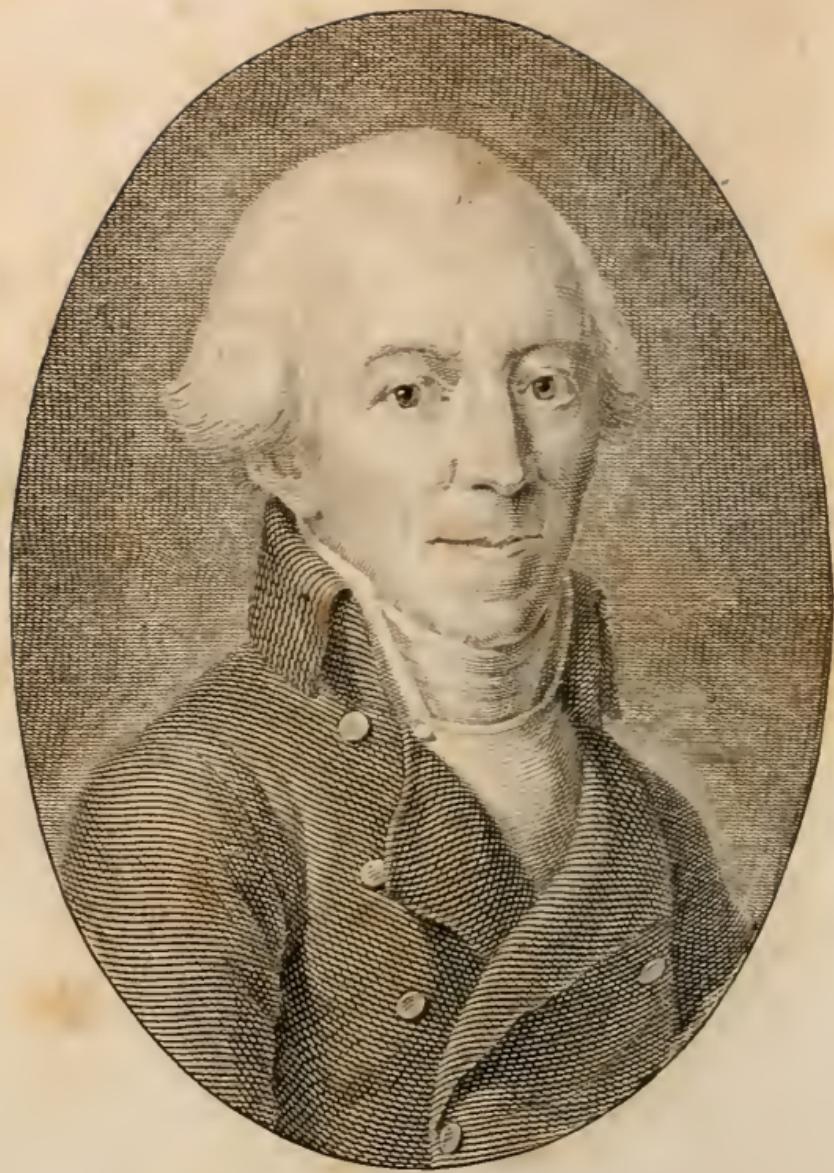


Jacobi's Werke.

E r s t e r B a n d .







LG

165

J. G. Jacobis

Sämtliche Werke.

Erster Band.

Zürich,
bei Orell, Füssli und Compagnie.
1825.

1825 | 0
1825 | 0
1825 | 0

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

<http://www.archive.org/details/smtlichewerke01jaco>

Erste Atheilung.

Leben

J. G. Jacobi's.

Von

einem seiner Freunde.

— nec turpem senectam
Degere, nec eitharà carentem.

Horat. L. I. Od. 21.

B o r r e d e.

Ueber seine Lebensumstände hinterließ der verewigte Dichter Johann Georg Jacobi keine schriftlichen Nachrichten. Nur einige kurze Noten sagte er einmal einem seiner Schüler in die Feder. Weiter gehen diese nicht, als bis zu seinen akademischen Studien in Göttingen. Bey diesem Zeitpunkte brach er ab, war auch keineswegs mehr zu bewegen, die Fortsetzung zu geben, sondern sagte verdrüssig: „Das Uebrige wisse man ja „ohnehin.“

Nach seinem Hинtritte blieb es der Wunsch seiner Wittwe und einiger seiner Freunde, daß dem so allgemein geliebten und geehrten Dichter ein biographisches Denkmal gesetzt werden möchte. Man sammelte also Bruchstücke, so viel man deren theilhaftig werden konnte. Sie wurden theils aus der früheren Literaturgeschichte von der zweyten Hälften des vorigen Jahrhunderts, in welcher der Dichter seinen ersten Ruhm begründete, hervorgezogen, theils aus einem kleinen Vorrathe von Briefen, die derselbe zurück ließ, theils aus einigen wenigen sehr lehrreichen Noten mitgetheilt nur von einem einzigen unter so vielen Freunden, die er besaß; endlich aus einem trefflichen Aufsaatz eines sehr gelehrten Mannes in München über das frühere Familienleben des Dichters bis zu seinem Ab-

gange nach Halle. Man benutzte diese letztere Quelle dankbar, oft wörtlich; und wahrscheinlich floß dieselbe aus mündlichen Nachrichten des hochgefeierten Philosophen Friedrich Jacobi, Bruders des Verstorbenen.

Dieseſ waren nun die Materialien, die dem Verfasser dieser Biographie zu Gebote standen, und welche derselbe durch die Erinnerungen aus dem persönlichen fast zehnjährigen, aber oft unterbrochenen Umgange mit dem Unvergeßlichen, aus der Beobachtung ſeines Handelns und ſeiner Denkweife bis zum Ende ſeines Lebens ergänzte, mit dem Wunsche, daß dieſeſ kleine historische Gemälde ſeinen Freunden angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres ehrwürdigen Lehrers ſeyn möge, so wie die Hypomnemata

oder Denkwürdigkeiten des Sokrates, aufgezeichnet von Xenophon, den Schülern dieses weisen Meisters zum Vorbilde für ihr moralisches, bürgerliches und literarisches Leben einst gedient hatten.

Den 1. Januar 1822.

Der Verfasser.

Jacobi's Leben.

Den Ursprung der Familie, aus welcher unser geseyerte Dichter Johann Georg Jacobi abstammt, finden wir zu Wollershausen, einem Dorfe im Hannoverischen, nur wenige Stunden von Göttingen entlegen. Dort wohnte der Großvater Johann Andreas Jacobi als evangelisch-lutherischer Prediger, ein Mann von strengen Sitten, ernster Frömmigkeit und stiller Häuslichkeit im Kreise der Seinen. Geboren im Jahre 1680, bestimmt von seinen Eltern zu einem Landschuldiensle, studirte er zu Nordhausen und nachgehends auf der hohen Schule zu Jena mit jenem eisernen Fleiße und jener strengen sitzlichen Aufführung, die in der Welt Vertrauen erwecken, und leicht Unterstützung gewinnen.

Als Jüngling erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse, kam nachgehends in die Familie des Freyherrn von Werthern in Thüringen als Hofmeister, in welcher er die Vorzüge einer ge-

selligen Bildung sich eigen mache, die ihm später bey der Leitung und Erziehung seiner eigenen Söhne so wohl zu statten kam. War er gleich in den Schulen der sogenannten stolastischen Philosophie erzogen, so schwur er dennoch nicht auf die Lehrsätze seiner Meister, sondern erhielt seinen Geist frey und unabhängig. Als endlich Christian Thomasius, der scharfsinnige Leibniz und der folgeredte Denker Wolf die philosophischen Systeme reformirten, schritt er in seinen Kenntnissen vorwärts, und ward einmal von dem Hannoverischen Consistorium zu einer weitläufigen Untersuchung und Verantwortung gezogen, weil er einige originelle Lehrsätze des Superintendenzen in Ellrich, die damals bey den strengen Orthodoxen großes Aufsehen erregten, freymüthig, doch nur mündlich beurtheilt hatte.

Nach dem Antritte des Predigeramtes entfernte er sich sogleich von der Sitte der damaligen Kanzelredner, die in ihren kirchlichen Vorträgen mit griechischen und hebräischen Sprüchen aus der Bibel in das Volk hineinwarfen, und damit das Ansehen großer Schriftgelehrter gewannen. Er befolgte eher die einfachen und schmucklosen Vorträge von Spener, Franke, Mosheim und

Reinbeck, forschte und prüfte unaufhörlich, suchte sich nebenher ausländische Sprachkenntnisse zu erwerben, und lernte noch als Landprediger durch sich selbst das Französische. Bis zu seinem Tode waren Schriftenklärung und Naturbeobachtung sein Studium, in welchem er mit Scharfsinn noch immer Fortschritte machte. Noch auf seinem Sterbebette las der sechsundsechzigjährige Greis eine der neuesten theologischen Schriften, Dr. Heumanns Erklärung des Briefes an die Hebräer. Strenge Ordnung, Sparsamkeit, Frömmigkeit wohnten in seinem Hause. An den Winterabenden hielt er mit seiner Familie und seinen Hausgenossen Betsiunden. Er betrachtete solche gemeinschaftliche Erweckungen eines frommen Sinnes als wahre Pflicht christlicher Hausräter. In seine Bücher schrieb er: Fidentem nescit deseruisse Deus, d. h. Gott verläßt jene nie, die auf ihn Vertrauen sezen. Ihm ward die selteue Freude, daß er seine Söhne noch 17 Jahre als Familienväter wohl versorgt und von ihnen eine Nachkommenschaft von 20 Enkeln sah. Dieses Glück nahm er mit aufrichtiger Bescheidenheit, ermahnte die Seinigen schriftlich und mündlich zu gleichen Gesinnungen, und warnte sie, daß sie die Welt nicht zu lieb gewinnen mög-

ten. „Hat“, sagte er, „eine Familie na
„ihren Umständen sich auf eine merkliche Höhe
„emporgethungen, und wird übermuthig,
„fällt sie wieder; dahero hält sich auch ein sehr
„ches Geschlecht in gleichem Glücke selten durch
„drey Abstammungen; davon sind auch die mächtigsten
„tigsten Regenten nicht ausgenommen. Wenn
„kämen sie dahin, daß sie allen benachbarten
„Volkern Gesetze vorschrieben, so ist ihr Fall
„gewiß am nächsten.“ — Wann haben sich die
Grundsätze kräftiger bewährt, als in unserer
Zeit!

In dieser frommen und ehrwürdigen Familienschule wußten empor seine beyden Söhne.
Der älteste Johann Friedrich studirte Theologie, und ward nachgehends Generalsuperintendent zu Celle bey Hannover, ein Mann von hoher Geistesbildung und dem reinsten moralischen Charakter, der die allgemeine Huldigung seiner Zeitgenossen bis an das äußerste Ende seines Lebens gewann, ein scharfsinniger Forsscher über Gottes Eigenschaften und die Werkstatt der Natur, der durch Wort und Schrift auch durch Theilnahme bey dem ausgezeichneten landwirthschaftlichen Vereine zu Celle thätig war. Seine Biographie enthält das Necrolog von

Jahre 1791. Unablässig bemüht, sich zu unterrichten, las er noch am Rande des Grabs im achtzigsten Jahr seines Alters Diedemans Geist der spekulativen Philosophie.

Sein jüngerer Bruder, Johann Conrad Jacobi, verließ das väterliche Haus nach erhaltenener sittlicher und geistiger Bildung. Fast ohne alle Unterstützung aus dem sehr spärlichen Einkommen der Familie widmete er sich dem Handel, und kam in ein Haus nach Hannover, wo er als Handelsdienner stand. Dorthin verfügte sich jährlich in seinen Geschäftsräumen ein angesehender Mann aus Düsseldorf, der Commerzienrat Christopher Falmer. An dem stillen durch Bescheidenheit und Bildung ausgezeichneten Jünglinge fand er besonderes Wohlgefallen, nahm ihn mit sich, und stellte ihn an auf seiner Rechenstube in Düsseldorf. Dort erwarb sich der junge Mensch, durch Treue, durch Redlichkeit, Fleiß und Einsicht das unbegrenzte Vertrauen Falmers, und endlich wurde ihm in dem großen und geschäftsvollen Hause, mit Falmers Tochter, die er heirathete, das Bürgerrecht zu Düsseldorf zu Theil.

So erhoben sich diese beyden Söhne durch eigenes Verdienst empor; doch wohlversorgt,

vergäßen sie des väterlichen Hauses nicht. Sie betrachteten dasselbe als den Mittelpunkt, in welchem sich die getrennt Lebenden von Zeit zu Zeit wieder versammelten. Allezeit um das dritte Jahr unternahm der Düsseldorfer Jacobi eine Reise in das Vaterland, und brachte den Großeltern den Nachwuchs seiner kleinen Familie, die dann aus dem großväterlichen Pfarrhofe zu Wallershausen erhöhte Achtung für alte Sitte, für Frömmigkeit und die sichtbare Höheit edler Gesinnungen zurückbrachte.

Johann Konrad Jacobi, jetzt Kommerzienrath und Handelsmann in Düsseldorf, durch innigste Liebe an Vater und Bruder gebunden, vereinigte in sich alle sittlichen und geistigen Eigenschaften des Hauses, von dem er abstammte. Sie wurden näher bestimmt durch den Einfluß seiner Lebensweise und den Beruf, welchen er sich gewählt hatte. Er war ein sehr verständiger Mann, von schneller aber sicherem Blicke, von Gegenwart des Geistes, unternehmend aber zugleich vorsichtig, ernst, fast strenge, zuweilen ungeduldig, wenn eine Sache gegen seine Meinung und Einsicht falsch angegriffen wurde. Für die mechanische Kunst hatte er ein vorherrschendes Talent, Freude am Bauen, und war

gewöhnlich sein eigener Baumeister. Mild und bereit jedem hülfreiche Hand zu bieten, kündigte sich sein gefühlvolles Herz sogar im Mitleide gegen Thiere an *). Ein vom Vater ererbter religiöser Sinn durchdrang sein ganzes Leben und Seyn. Für einen Mann, dessen Hauptgeschäft der Handel war, besaß er eine ausserlesene Büchersammlung. Er hatte fleißig zur Uebung seines Geistes die deutschen Schriften des Philosophen Wolf gelesen, und sich, so viel möglich, mit der deutschen Literatur seiner Zeit bekannt gemacht. Von gemeinen Mitbürger war er geliebt und geachtet, wurde öfters von öffentlichen Behörden um Rath gefragt, und hatte viele Verbindungen am Hofe selbst, wo seine Empfehlungen mehrmals von Wirkung waren, wenn er sie jemanden angedeihen ließ.

Wie alle gute und reine Menschen hatte er seine Freude an der lieben Natur, und an der Kultur des Bodens. Von seinen mühsamen Geschäften suchte er seine Erholung in seinem Garten vor der Stadt, dem sogenannten Pempelfort, der nachgehends durch seinen Sohn,

*) In dem Gedichte: „An meinen Vater.“
Siehe Jacobi's Werke II. Band. 2te Abtheilung.

den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, als Sitz der edelsten Gastfreyheit berühmt geworden ist. Dieser Garten ward von dem Flüßchen Düssel durchflossen, und durch mehrere helle Teiche belebt. In jenem stillen Ausenthalte erzog er herrliches Obst von allen Arten, innig erfreut, wenn er damit, so wie mit den Weinen seines wohlbesetzten Kellers jemand erquicken konnte. Er hatte eine ausgezeichnete Drangerie angelegt, und meistenthells selbst gezogen und gepflegt. Sein Treibhaus war mit den seltensten Gewächsen aller Welttheile beblüft. Kurz, seine Lebensweise war jene, die einen wohlhabenden und vielfach gebildeten Geschäftsmann ankündigt, dem weiser Genuss nicht fremd ist.

Er lebte glücklich mit seiner Gattin, Falmers Tochter. Sie zeichnete sich aus als eine Frau von sehr feinem Verstande, von zarter Empfindung, liebevollem Wesen und hoher Religiosität ohne die mindeste Bigotterie. Neuerst wohlthätig erwies sie sich gegen alle Armen ohne Unterschied des Kirchenglaubens, obgleich sie der reformirten Kirche angehörte; weshalb nach ihrem Tode die katholischen Armen häufig um ihren Sarg knieten und beteten. Ein zarter Körper-

bau kündigte schon eine große Reizbarkeit an; daher kam es, daß sie sich die Leiden ihrer Mitmenschen tief zu Herzen nahm; daher auch, daß sie die Furcht und Unruhe bey Gewittern nicht wohl bemeistern konnte. Sie gab ihrem Mann drey Kinder, den Dichter Johann Georg, den Philosophen Friedrich Heinrich und eine Tochter. Sie starb frühzeitig, als der älteste Sohn kaum sieben Jahre alt war.

Nun sah sich der Vater veranlaßt, wegen seinem ausgedehnten Hauswesen zu einer zweyten Ehe mit der Tochter des Weinhändlers Lausberg von Elberfeld zu schreiten. Aus derselben entsprangen zwey Töchter, Helene und Charlotte, nebst einem Sohne. Die Mutter besaß zwar nicht einen so ausgebildeten Geist als die erste Gattin; allein sie war ein Bild der reinsten Herzengüte, der innigsten Liebe und einer Verläugnung und Entäußerung ihrer selbst, die so selten auch bey den besten Menschen gefunden wird. Sie hatte keinen frohern Genuss, als die Freude, den Thrigen selbst Freude bereiten zu können. Ihrem Manne war sie mit unbegrenzter Unabhängigkeit und Liebe zugethan. Unter den Kindern machte sie keinen Unterschied, liebte alle gleich und vollkommen, und

wenn die aus der zweyten Ehe etwas geschenkt erhielten, so theilte sie es gerne auch unter jenen von der ersten. Georg und Frik galten vor allen bey ihr, liebten und ehrten hingegen auch sie wieder aus vollem Herzen. Jede Aufmerksamkeit ihr erwiesen, lehnte sie ab, und wies die Kinder damit an den Vater hin. Da her jene rührende Eintracht, Liebe und Friede unter den Geschwistern aus beyden Ehen, welche ihr ganzes späteres Leben hindurch unverbrüchlich fort dauerten. Von Stiefmutter und Stiefschwistern war da keine Rede. Die ältern Söhne nannten sie ihre zweyte gute Mutter. Vorzüglich der Dichter Jacobi bewies ihr die herzlichste Unabhängigkeit, und sprach auch in späteren Jahren immer mit Rührung von ihr. Als daher einer seiner Freunde für das Taschenbuch, die Iris, in einer deutschen Uebersetzung über das Grabmahl einer schlummen Stiefmutter das bekannte Epigramm aus der griechischen Anthologie ihm übersandte, so ward Jacobi dauernd ängstlich, nahm es zwar auf, setzte aber darunter ein herrliches Gedicht über eine gute Stiefmutter, das seine eigene Gefühle für die ihm Unvergleiche ausdrückte.

Auch sogar die Eltern der beyden Mütter legten

keinen Mißton zwischen diese freundliche Harmonie. Georg Christoph Falmer war von herzlicher Güte, von kindlich religiösem heiterm Sinne, der zuweilen, doch nur auf kurze Zeit in jedem Jahre, und fast regelmäßig durch eine hypochondrische Stimmung gestört wurde. Auch er war zweymal verheirathet. Aus der ersten Ehe war unsers Jacobi's Mutter, aus der zweyten die nachherige Geheimeräthin Schlosser in Frankfurt, mit welcher der Dichter aufwuchs, und stets in engster Freundschaft lebte. Auch die Familie von Jacobi's zweyter Mutter in Elberfeld war durchaus hochgeschäfft, und zeichnete sich nicht minder durch anerkannte Rechtschaffenheit aus.

Die ersten Eindrücke, welche gutartige Menschen in den Umgebungen ihres väterlichen Hauses empfangen, wirken wie ein elektrischer Schlag durch das ganze Leben, geben den Anlagen zum Guten oder Bösen die Richtung, läutern durch Erfahrung den Verstand, und beseuern die Phantasie durch wohlthuende Erinnerung des Vergangenen. Ich mußte mich daher bey der Schilderung dieses achtbaren Familienkreises mit einiger Umständlichkeit aufhalten, weil der Dichter, von dem wir zu sprechen haben, ihm alle Elemente des Guten bey dem langen Wirken

seines Lebens verdankte, und mit Recht darauf stolz war, von so ehrenwerthen Ahnen, deren Auszeichnung in einem hohen Seelenadel bestand, entsprossen zu seyn. Einer der trefflichsten Lehrer und Bildner des Menschengeschlechtes unserer Zeit, der alte Pestalozzi, hatte wohl recht, wenn er das fromme Familienleben das Heilighum der Wohnstube nannte, aus welchem die beglückende bürgerliche Tugend hervorgeht, und so lange noch hervor gehen wird, als die Geschlechter der Erde ihren hohen Werth nicht misskennen.

Unser Dichter Johann Georg Jacobi, der anmuthsvolle Liebling der Musen, war den 2. September 1740 in Düsseldorf geboren. Von seiner Kindheit an hatte er eine schwache Gesundheit, die beständige Schonung erforderte. Als Knabe litt er an der sogenannten englischen Krankheit, daher setzte sich frühe bey ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit der körperlichen Bewegung an, die ihn durch das ganze Leben nicht mehr verließ. Unter die frühesten Gegebenheiten, deren er sich immer erinnerte, gehörte, daß in dem väterlichen Hause ein Kindermädchen katholischer Religion stand, die ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte,

auch ihn oft mit Erzählungen unterhielt. Die Mutter derselben war eine arme Witwe, bey welcher das Kind oft ganze Tage zubrachte, wenn es im väterlichen Hause etwa zu unruhig hing. Ihr einsames kinderloses Stübchen ward Abends durch eine düstere Lampe beleuchtet, wo oft bey dem dämmernenden Scheine eine Legende nach der andern erzählt ward. Diese Umgebungen und Legenden rührten seinen poetischen Sinn an; daher in seinen Schriften so oft Schilderungen der beschränkten Genügsamkeit vorkommen, und sein Mitleid um das Los der Armut, auf welches er so oft mit Theilnahme zurückkommt.

Den frühesten Hausunterricht ertheilten ihm sogenannte Informatoren, oder junge Kandidaten der Gottesgelehrtheit. Sein erster Lehrer war ein phantastischer Mensch, durch welchen seine ohnehin schon lebhafte Einbildungskraft, die reiche Quelle so vieler Leiden und Freuden, noch mehr gespannt ward. Das viele Sprechen über theologische Gegenstände, und die ehrwürdigen Beispiele, die er an seinem Großvater und Oheim sahe, weckten in seinem jugendlichen fremmen Sinne die Entschließung, Prediger zu werden. Hiezu kam noch ein geheimes Gesellen

am Predigen, das ihm, wie wir sehen werden, immer eigen blieb.

Damals waren noch Kontroversen an der Tagesordnung. Man stritt fleißig über Religionslehren. Auf jeden Lehrsatz ward eine eigene Wichtigkeit gelegt, und jeder Artikel künstlich durch Sprüche aus der Bibel und durch Syllogismen bezankt und wo möglich berichtigt. In einer volkreichen Stadt, wie Düsseldorf, wo alle drey christlichen Religionen ihre eigenen Gemeinden hatten, offenbarte sich die Wirkung dieses Zeitharakters sehr deutlich, und sprach auch den Jüngling Jacobi an. Er verfiel in einen polemischen Geist, und übte ihn um so lieber, weil er vernahm, daß die Jesuiten Versuche gemacht hätten, seinen Vater zur katholischen Religion zu bekehren. Aber diese Streitlust über Gegenstände des Kirchenglaubens nahm bey ihm den Charakter seines milden Herzens an; Menschenliebe blieb der Grundton, aus dem er sprach, und sein Streiten war mehr Uebung seines Schärfsinns und der dialektischen Kunst als Ausbruch von Erbitterung. In seinem väterlichen Hause wohnten alle drey Religionen friedlich neben einander. Der Vater und die Söhne waren evangelisch lutherischer Religion. Da äußerte einmal

der junge Controversist den sonderbaren Wunsch, daß doch sein Bruder der reformirten Religion zugethan seyn oder werden möchte, damit er das Vergnügen haben könnte, ihn wieder zu bekehren *).

Neben der deutschen Muttersprache lernte Jacobi gleichzeitig die französische. Noch als Kind ward er in die französische Schule geschickt; sodann befand sich auch in dem Hause für seine Schwestern eine französische Erzieherin, in deren Gesellschaft die Knaben täglich Zutritt und Uebung hatten. Ueberhaupt war damals zu Düsseldorf das Französische die gesellschaftliche Sprache in allen vornehmern Zirkeln. Die französische Büchersprache lernte er für sich durch eigenen Fleiß in Lesung des Telemach von Fenelon, des Tragiker Racine und des Satyriker Boileau. Nach diesen Uebungen kam er als Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren auf den Einfall, noch ohne die dramatischen Regeln zu

*) Einen fast ähnlichen Wunsch hörte ich einmal von zwey Freunden; der eine wünschte dem andern ganz ernstlich eine Krankheit an, um das Vergnügen zu haben, ihn mit Liebe pflegen und besorgen zu können.

kennen, ein Trauerspiel in französischen Versen und in zwölf Akten unter dem Titel: *le traître Protesilaos* zu schreiben. Den Inhalt nahm er aus dem Telemach, und hatte manche halbe Nacht daran gearbeitet. Die Tragödie ward in dem Hause des Vaters an dessen Geburtstage in Gegenwart der ganzen Familie aufgeführt. Einige Zeit darnach trieb er ein Nachspiel, auch französisch, welches schon etwas regelmäßiger aussiel. Ebenso dichtete er frühzeitig als Knabe mehrere Gelegenheits-Gedichte und geistliche Lieder. Ja, vor jener französischen Tragödie hatte er schon ein deutsches Trauerspiel: *Der Selbstmord der Nero*, versucht. Man kann sich vorstellen, daß in einem so häufig besuchten Hause, wie sein väterliches war, es von Seiten der Fremden nicht an verschwendischem Lobe fehlte, welches seinem Dichter- und Rednertalente reichlich ertheilt ward. Dieser Beyfall erzeugte in ihm, wie er in späteren Jahren noch erzählte, eine große Einbildung von sich selbst, gab seiner Eitelkeit vielfältige Nahrung, zugleich aber auch Sporn seinem Fleisse, der für seine Jahre außerordentlich und unermüdlich war. Doch mit besonderer Liebe trieb er nur eigentlich die Studien, die seine Einkil-

dungsſtarkt ansprachen. Einen entschiedenen Widerwillen bezeigte er gegen das Rechnen und die Erdbeschreibung. Doch mag der Fehler eher auf Seite seiner Informatoren und ihres öftern Wechsels gewesen seyn. Unter ihnen war mancher, der nach einer sehr verkehrten Methode verfuhr; einer ermüdete ihn zuweilen mit der Erdkugel von Morgen bis Abend unangenehmlich, ein anderer fing die Logik mit ihm an, und that sich darauf etwas zu gut, daß er sie innerhalb acht Tagen vollendet hätte. Aber der Eindruck dieser schiefen Methoden glitt an Jacobis natürlich gutem Verstande zum Glücke ohne Nachtheil ab.

In jene fröhliche Zeit fällt auch seine erste Liebe. Denn nur zu fröhle meldeten sich bey dem aufwachsenden Jüngling die zärtlichen Leidenschaften. Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde; er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause, wo sie mit ihm und seinem Bruder in den franzöfischen Unterricht kam; später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftesten noch bey dem Ausgange aus der Kirche, wo er gewöhnlich an der Thüre auf sie wartete, um sie

wenigstens gesehen oder ein Wörtchen zu ihr gesprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenen Bekennenß seiner Zärtlichkeit. Indessen blieb sie die Königin seiner Gedanken; er sah sie immer im Rosenlichte, wie einst Petrarcha seine Laura. Sie starb in der Blüthe ihres Alters im achtzehnten Jahre; Jacobi stand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verlust war groß und höchst empfindlich griff er sein Herz an; aber er wußte ihn zu verbergen. So viel es ihn auch kostete, war er doch Abends in der Kirche, als man sie begrub. Um den Leichenzug nicht zu sehen, versteckte er sich hinter einen vergitterten Kirchenstuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbey. Tief ward er durch diese Erscheinung erschüttert, er fing an zu bebren und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöschlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin seiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutzgeiste in den ersten gewöhnlich so gefährlichen Universitätssahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben sich aufkommen.

Gleich auf diesen Zeitpunkt, nachdem er sich zur Theologie bestimmt hatte, trat er im Jahre

1758 seine Reise nach der hohen Schule zu Göttingen an. Aber noch kurz vor dem Weggehen mußte er die Beschießung Düsseldorfs durch das hannoverische Heer in der Zeit des siebenjährigen Krieges erleben. Er flüchtete mit der Familie, war aber noch Augenzeuge, wie die ersten glühenden Kugeln die Gebäude der Stadt anzündeten. Der Anblick dieser schrecklichen Kriegsscene empfing das reizbare Gefühl des Jünglings; und tief grub sie sich in seine Phantasie.

Auf der Reise nach Göttingen nahm er einen Umweg über Celle, und verweilte dort bey seinem trefflichen geistlichen Oheim. Wir kennen den Mann schon aus dem, was wir oben von ihm sagten. Wie mußte derselbe auf den verständigen gefühlvollen Jüngling wirken! Sein liebevolles, sanftes, verträgliches Wesen, sein Mitgefühl mit allen Leidenden; diese Zartheit der Empfindungen und Neuerungen, wie bey Wenigen; diese dichte Demuth und Selbstverlängnung, diese Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch in den kleinsten Handlungen prägten sich dem entgegenkommenden Herzen des jungen Dichters ein und behaupteten einen entschiedenen Einfluß auf die Leitung und Denkweise seines künftigen Lebens.

Endlich kam er zu Göttingen an, und wohnte in dem Hause des Professors Weber, dessen Vorlesungen über Logik und Metaphysik von den Studirenden fleißig besucht wurden. Dieser Gelehrte war ein strenger Wolfianer, ziemlich pedantisch, der, um die Klarheit des Vortrages zu erzwingen, in vorgezeichneten schulgeredten ungeheuren Tabellen gleichsam eine Landkarte der Wissenschaft seinen Schülern immer vor Augen legte. Die Wolfische Philosophie war für sich selbst schon eine sehr trockene Lehre, kraft der mathematischen Methode, in welche ihr scharfsinniger Erfinder sie eingeengt hatte. Für einen heitern, phantasereichen, nach Bildern strebenden Geist, wie ihn Jacobi hatte, konnte sie nicht einladend seyn. Indessen arbeitete er sich auf dem schroffen Pfade so gut durch, als es möglich war. Um sich zur Verständniß der Bibel vorzubereiten, fing er dann als angehender Theolog an, bey dem berühmten Orientalisten, Professor Michaelis, die hebräische Sprache zu lernen. Allein auf der andern Seite zogen ihn stets die holden Musen unwiderstehlich an, und er wollte sich auch die neuern europäischen Sprachen aneignen, in welchen sie bey den Völkern unsers Welttheils gesungen hatten.

Er verwendete seine meiste Zeit auf das Italische, Englische und Spanische. Den Dichter Petrarka las er, wie er behauptete, mit geringem Wohlgefallen. Dies ist schon vielen widerfahren, die außer fünf oder sechs Sonetten, welche freylich unvergleichlich sind, in den andern Gesängen nichts fanden, als das ewige Drehen um den nämlichen Gegenstand, nämlich die Liebe zu Laura, für welche unter tausend Formen die poetischen Ergießungen ohne große Abwechselung der Ideen fortlaufen, und am Ende durch Wiederholung gleichförmiger Bilder ermüden. In den übrigen Studien war jedoch, seiner sonstigen Gewissenhaftigkeit ungeachtet, in dieser ersten Periode des akademischen Lebens der Fleiß nicht so groß, wie er seyn sollte. Denn in seinem Gemüthe entspann sich ein Zwiespalt über seinen Lebensplan, gegen die Lust, sich mit übersinnlichen Gegenständen zu beschäftigen. So schwand immer mehr die Neigung zu den theologischen Wissenschaften. Er änderte also seine Entschließung, und nahm sich vor, die Rechtsgelehrtheit zu studiren. Solche Krisen sind in jungen Gemüthern nicht selten, ereignen sich nie ohne innern Kampf, und lähmen für eine Zeit den Frohmuth und die Thätigkeit.

In der nämlichen Epoche geschah es, daß der siebenjährige Krieg fortwüthend sich in das Hannoverische wälzte. Das französische Heer zog vor Göttingen, und besetzte die Stadt. Das kriegerische Ungeheuer verscheuchte die meisten Studenten; um demselben auszuweichen, reisete Jacobi zu seinem geistlichen Dheim nach Celle, bey welchem er den ganzen Winter blieb; der zärtlich besorgte Mann wollte ihn auch nach der Universität nicht so bald zurück lassen. In der Stadt Celle machte er Bekanntschaft mit Alvensarius, der später eine Uebersehung des komischen Gedichtes von Zacharia's Murner in der Hölle in sehr schönen lateinischen Versen herausgab, ein Mann von entschiedenem Talente für Poesie, welcher damals auch vieles in deutscher Sprache dichtete, aber nichts darin drucken ließ. Von seinem Umgange ward Jacobi bis zur Begeisterung ergriffen; auch verdankte er ihm die nähere Bekanntschaft des unvergesslichen Dichters Uz, dessen poetische Geisteserzeugnisse mit Recht als eine hoch erfreuliche Erscheinung in dem Reiche der schönen Literatur angesehen wurden, und noch heut zu Tage entschiedenen Werth behalten. Unter andern verfeinerten den Jüngling die vielen gesellschaftlichen Zirkel der

Stadt, besonders der Umgang mit manchen gebildeten Frauenzimmern, so daß die gezwungenen Unterbrechungen seiner Hauptstudien diesen Winter hindurch für ihn sehr nützlich wurden, und in mancher Hinsicht durch beförderete zwanglose Geistesbildung ihm vortheilhafte Entschädigung gewährten.

Endlich um Ostern 1761 ging er nach der hohen Schule Helmstadt ab, um dort seinen juridischen Studien obzuliegen. Allein auch hier ward ihm sein neugewählter Beruf, ja jede Beschäftigung zu einer beschwerlichen Frohne. Er hatte zwar da, so wie ehedem in Göttingen, nur mit den gebildetsten Studenten Umgang, hätte demnach auch ganz vergnügt leben können, wenn nicht seine Gesundheit sich verschlimmert, ihn eine unbesiegbare Hypochondrie ergriffen, und fast zu jeder Arbeit unsfähig gemacht hätte.

Dieser unwillkommene Zustand seiner Gesundheit verhügte ihn, um Ostern 1762 nach Düsseldorf, seiner Vaterstadt, zurückzukehren, wo er mit seinem vortrefflichen Bruder Friedrich wieder zusammentraf, der indessen drey Jahre auf der Universität zu Genf zugebracht hatte. Der Vater hatte diesen Sohn zwar eigentlich für Handelsgeschäfte nach Genf gesendet; allein in die-

ser geistreichen und gelehrten Stadt konnte der junge Mensch seiner unüberwindlichen Neigung, die ihn zu den hōhern spekulativen Wissenschaften anzog, nicht widerstehen. Er widmete sich denselben mit unbeschreiblichem Eifer, genoß des Umganges der vortrefflichsten Männer, ward mit dem ganzen Umfange der französischen Literatur vollkommen vertraut, und gerieth endlich bey seinen Landbesuchen auf dem benachbarten Orte Ferney mit Voltaire in persönliche Bekanntschaft. Es war nämlich damals ein junger russischer Graf Soltikow von der Kaiserin Katharina dahin geschickt worden, um dem alten Philosophen Materialien zur Geschichte Russlands zu überbringen, und denselben bey der Bearbeitung als Dolmetscher beyzustehen. Soltikow, ein sehr wissenschaftlicher ganz für die Literatur glühender Jüngling, fand sich von dem Geistesverwandten Friedrich Jacobi mächtig angezogen. Zwischen beyden entstand nun die engste Freundschaft, und so machte der Russe sich eine Angelegenheit seinen jungen deutschen Freund auch bey Voltaire aufzuführen.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude die einige Jahre getrennt gewesenen Brüder einander wieder in Düsseldorf umarmten. Fries-

drich Jacobi, der die französische Literatur so fleißig durchgearbeitet hatte, makte nun den Bruder Georg mit der französischen Dichterwelt und ihrer Feinheit vertrauter, so daß dieses einen mächtigen Einfluß auf die eigenen deutschen Versuche, mit denen er sich immer beschäftigte, haben mußte. Der Bund innigster Brüderlichkeit zwischen beiden Brüdern ward erneuert, befestigte sich enger durch glückliches Zusammenleben während eines ganzen Sommers, und durch gegenseitige Anerkennung so sähner geistiger Entwickelungen. Sie faßten eine unausprechliche Liebe für einander, und Georg hing mit seiner ganzen gefühlvollen Seele an seinem jüngern Bruder Friedrich, dessen ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften anzusehen, Wahrheit und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen, ihn mit mehr als Freundschaft und Brudersliebe, ihn mit einer Art von Verehrung an den gründlichen philosophischen Fotscher für sein Leben lang band.

Endlich im Herbst 1762 ging Georg wieder nach Göttingen, um, wie es seine Absicht war, dort das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortzusetzen. Als er das Kirchenrecht bey Bodmer hörte, vollendete dieses trockne System

seine Abneigung gegen das ganze Fach; es dünkte ihn unmöglich, sich mit Frucht weiter damit beschäftigen zu können. Und doch sollte er ein sogenanntes Brodstudium treiben! —

Aber um diese Zeit kam der in der Folge so berühmt gewordene Professor Kloß als öffentlicher Lehrer nach Göttingen. Er verehelichte sich mit einer Freundin Jacobis, und geriet dadurch zufällig mit ihm in nähere Bekanntschaft. Während dem starb Jacobis zweyte Mutter in Düsseldorf, von welcher er so viel Gutes genossen hatte; sein Schmerz ergoß sich in ein rührendes Trauerlied. Kloß fand diesen Gesang vortrefflich, und gewann Achtung für das sich entwickelnde Dichtertalent seines jungen Freundes; beyde wurden nun je länger je mehr vertraut. Kloß, damals in der Blüthe seines Alters, seines Ruhmes und Ansehens, bereitete Jacobi, der Rechtsgelehrsamkeit, die so wenig seinem Geiste angemessen war, zu entsagen, sich aber im Gebiete der gesammten schönen Literatur auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Bey ihm fand er ein offenes Ohr; denn schon längst fühlte Jacobi, daß er in den bereits versuchten Fächern nie vorwärts kommen, nie darin mit Zufriedenheit und

Auszeichnung wirken würde. Sein Vater wünschte am Ende selbst in diese neue Abänderung des Lebensplans. Und wer war nun glücklicher als unser Jacobi, der Ketten der seinem Genius so wenig zusagenden Disziplinen entledigt zu seyn. In der überschwänglichen Freude seines Herzens versprach er nun einem seiner Freunde ihm die prächtige Ausgabe seines römischen Corpus Juris zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß er es auf der Straße öffentlich in Empfang nehme, indem Jacobi ihm dasselbe zum Fenster hinauswerfen würde. Der junge Freund ging also fleißig auf der Straße unter dem Fenster vorbey, das Geschenk sehnsüchtig erwartend, und fing endlich das dicke Buch mit beyden Händen auf, als es der launige Jacobi zur Ausübung eisiger Rache für so manche peinliche Stunde, welche ihm das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit gemacht hatte, zum Fenster hinaus schleuderte. Darüber schrieb er seinem Bruder Fritz einen höchst komischen Brief.

Als Kloß nach Halle in Sachsen berufen ward, zog er bald Jacobi nach sich. Dort übertrug man dem jungen Dichter auf der hohen Schule das Lehramt der Philosophie und der schönen Wissenschaften. Er zeichnete durch musterhafte Vor-

träge in dem ihm angewiesenen wissenschaftlichen Fach sich aus, las unter andern über die Werke der besten ausländischen Dichter, z. B. über Tasso's Gierusalemmme liberata, wozu ihm seine erworbenen Kenntnisse in den gangbaren europäischen Sprachen hülfreiche Hand boten. In dem Jahre 1767 erschien von ihm zu Halle ein Bändchen Romanzen*) aus dem Spanischen des Gonzgora sehr angenehm übersetzt, in zärtliche, lyrische und burleske Abtheilungen geordnet. Auch erschien von ihm das Versprechen, das klassische spanische Heldengedicht *Aracauna* zu übersetzen, das jedoch, so viel mir bekannt, nicht in Erfüllung ging. Die übersetzten Romanzen gewannen damals hohen Beifall; sie waren der Eigenthümlichkeit des Originals mit großer Geschicklichkeit und trefflicher Harmonie angepaßt, auch mit kritischen Noten erläutert. Hätte er hierin fortgearbeitet, er würde vielleicht noch mehr, als Meinhards Versuche über die italienischen Dichter, geleistet haben.

Allein sein guter Genius sorgte für eine andere Bestimmung. Der Canonikus und Dichter Wilhelm Ludwig Gleim von Halberstadt machte Jacobis Bekanntheit in dem Bade

*) Kleine deutsche Bibliothek. 1—6. 2. Stück.

zu Lauchstädt im Sommer des Jahres 1766, wo-
hin auch damals Wieland und Sophie la
Roché eintrafen. Die geistesverwandten Männer
zogen einander unwiderstehlich an, so wie
gewisse chemische Elemente einander sich leicht
nähern und verschmelzen. Gleim kannte zu der
Zeit von Jacobi noch nichts als ein schönes
Liedchen, das in Ramlers Blumenlese ers-
chienen war. Aber die fromme Schüchternheit
und herzgewinnende Art des jungen Professors
bewirkten die Hinneigung zu einem Freundschafts-
bunde, der bis zum Ende ihres Lebens fort-
dauerte. Gleim entwarf sogleich den Plan,
seinen Freund mit sich zu vereinigen, und ihm
das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit zu
verschaffen. Er war ohnehin zu Halle gering
oder gar nicht besoldet, und lebte theils von
dem Ertrage der Collegiengelder, theils von den
Früchten seiner Arbeitsamkeit und seiner Muse.
Gleim sah aber wohl ein, daß jenes an dem
Orte, wo er war, so höchst unruhige Profes-
sorleben für den jungen Mann in die Länge
nicht auszuhalten seyn würde. Kloß stöhnd
damals auf dem erhabensten Punkte seiner glän-
zenden Laufbahn; stolz auf seine Kenntnisse, haite
er sich einer Art von Diktatur im freyen Gebiete .

der Kunst und der schönen Wissenschaften angemahnt. Es ist wahr, dieser große Gelehrte hatte ungemeinene Talente, aber auch einen schneidenden und herrschsüchtigen Ton mit einer Bitterkeit in Schriften und Kritiken angenommen, die ihm Feinde in ganz Deutschland zuzogen, und ihn in tausend Streitigkeiten verwickelten. Allerdings schrieb in jener Zeit niemand besser Latein als er in seinen mit beißenden Urtheilen und Personalitäten verwebten Actis litterariis, wodurch die Ehre vieler wackern Männer gefränt wurde; niemand konnte in der römischen Sprache klassischer und kräftiger schimpfen. Aber bald rüsteten sich gegen ihn andere mächtige Athleten in der Kritik, die ihn mit glücklichen Waffen angriffen und bestritten, wie Lessing, Herder u. a. Jacobi war zwar an Kloß wegen seiner Beförderung zum Lehramt nach Halle durch Gründe der Dankbarkeit und als sein Hausgenosse durch persönliche Unabhängigkeit und Schätzung seiner Verdienste geknüpft; allein der friedfertige Dichter mochte doch solche feindselige Verhältnisse seines gelehrten Beförderers, an denen er einzigen Anteil zu nehmen verleistet ward, wie er selbst eingestand, im Herzen nicht billigen. Ward er doch auch nach seiner Abreise

von Halle gegen alle Wahrheit in Verdacht gebracht, als ob er neben Gleim und andern mit dem gefürchteten Aristarchen noch immer im Bunde stühnde.

Also hörte Jacobi desto eher auf die Stimme seines neu erworbenen Freundes Gleim. Die herzliche Vereinigung dieser beyden für einander geschaffenen Dichter sprachen sich in der zu Halle im Jahre 1768 gedruckten Sammlung ihrer gewechselten Briefe aus. Seit ihrer Erscheinung nannte man Gleims Namen nie ohne Jacobi's; sie erschienenen immer in der Welt unzertrennlich, so wie ehedem die geseyerten Namen von Damon und Pythias. Gleim arbeitete nun mit allen Kräften, seinem Freunde die landesherrliche Erlaubniß zum Ankaufe eines Kanonikats im Stifte zu Halberstadt zu verschaffen, schrieb deswegen im May 1768 an den König von Preußen, erhielt auch eine gewöhnende Antwort, und so erlebte er die Freude, daß sich Jacobi im Dezember 1769 zu Halberstadt häuslich niederließ.

Von nun an arbeiteten die beyden Dichter gemeinschaftlich im Tempel der Musen. Bald bildete sich in Halberstadt eine wahre Schule der Humanität unter Gleims Einfluß und Mit-

wirkung, in welcher unendlich vieles Gute zur Kultur der schönen Wissenschaften und Veredelung der Sprache vorbereitet und gethan wurde. Nach und nach fanden sich neben Jacobi dort zusammen Michaelis, Klamer Schmidt, Jähns, Sangershausen, Benzler u. s. f. Es war ein Verein der besten hoffnungsvollsten jungen Geister, die sich dem Dienste der Musen zur Förderung des Guten und des Schönen gewidmet hatten.

Noch im Jahre 1769 erschien zu Düsseldorf Jacobi's Winterreise; so wie im Jahre 1770 desselben Sommerreise. In der neuesten Bürher-Ausgabe verwies aber der strenge kritische Dichter die letzte Arbeit ganz aus dem Kreise seiner Werke, obgleich sie bey ihrer Erscheinung mit so vieler Theilnahme gelesen ward.

In dem nämlichen Jahre 1770 erschien zu Halberstadt bey Groß die erste Sammlung der Werke unsers Dichters, in zwey Theilen. Nach diesem breitete sich sein Ruhm so sehr aus, daß sogar in Paris schon im Jahre 1771 eine französische Uebersetzung von mehreren seiner Arbeiten erschien, unter dem Titel: *Traductions de diverses œuvres composées en allemand en vers et en prose par Mr. Jacobi, chanoine*

d'Halberstadt. Paris 1771. Der mir unbekannte Uebersetzer fällt in der Vorrede ein sehr günstiges Urtheil über Jacobi's Schriften, wovon ich einige Stellen, in unsere Sprache übergetragen, hier anführen will: „Einsichtsvolle Kunstrichter „in Deutschland (sagt er) bewundern mit Recht „Jacobi's lebhafte, fruchtbare und fröhliche „Einbildungskraft, besonders aber jene Hart- „heit und Tiefe des Gefühls, welches ihn mit „allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste „Verbindung setzt, und ihn dahin leitet, daß die „verborgnensten Verhältnisse zum Menschen sich „seinem Geiste natürlich und unter tausend „neuen Gestalten darbieten. In der Werke- „tung seiner Ideen herrscht die höchste Ordnung „und Bestimmtheit; seine Schreibart ist deutlich „und leicht, und kaum kann etwas der Harmos „nie seiner Verse verglichen werden. Wer nun „solche Gaben besitzt, versteht die Kunst, die „Menschen zu gewinnen und aufzuklären. Daher, „wenn man Jacobi's Werke liest, findet man „sich durch eine unsichtbare Kraft zur Tugend „hingezogen. Sein Genie zur Tugend ist eine „himmlische Flamme in der Hand einer wohl- „thätigen Gottheit. Jacobi hat auch einige „Stücke voll der edelsten Frohmüthigkeit gelies-

„fert; aber auch mitten unter dem Lachen verziliert er nie jene rührende Sittlichkeit, die immer ein Zeichen einer gefühlvollen Seele ist. „Bearbeitet er aber ernsthafte Gegenstände, so weiß er eine süße Heiterkeit zu verbreiten, und die Thränen, die er zuweilen hervorlockt, sind immer von einem sanftesten Nachgefühl begleitet.“ — Welch schönes Zeugniß von einem sehr gebildeten Uebersecker einer Nation, in welcher es Kritiker gab, wie ein P. Bouhours, der einst die Frage aufwarf: Ob die Deutschen auch Verstand haben könnten? —

Zwischen dem Zeitpunkt von dem Jahre 1769 bis 1771 muß ich der chronologischen Folge willen die Geschichte mit den sogenannten Lorenzo-Dosen einschieben, zu welchen Jacobi zufälliger Weise Anlaß gab. Er war bey seinem Bruder in Düsseldorf; sie lasen mit einander Noriks empfindsame Reisen, und kamen auf die rührende Geschichte des Franziskaner-Bruders Lorenzo, welcher Norik um ein Almosen ansprach, von ihm hart abgewiesen wurde, dann aber durch sein sanftmütiges Be tragen dem Engländer Neue über die empfindliche Bitterkeit einflußte, nachher zum Zeichen der Versöhnung eine schildkröten Dose aus

seiner Hand geschenkt bekam und ihm die seinige von Horn überreichte. — Beyde Brüder wurden durch diese Geschichte, wie jeder, der sie liest, innigst gerührt, schauten einander stillschweigend an, und jeder entdeckte Thränen in dem Auge des andern. Der Greis Lorenzo schwiebte ihnen vor, heiliger und ehrwürdiger als die stolzen Stifter so vieler berühmter Orden. Sanftmuth, unüberwindliche Geduld, Verzeihung der menschlichen Fehler, Verträglichkeit und Nachsicht mit den Verirrungen der Welt, lehrte sie Lorenzo's Beispiel. Das dadurch erweckte Gefühl war ihnen zu süß, um es nicht durch ein in die Sinne fallendes Zeichen festzuhalten. In dieser Absicht kauften sie sich hödnerne Taschendosen, und ließen den Namen Lorenzo darauf einlegen. Sie theilten einige derselben ihren Freunden mit, um, wenn je einer aus ihrer Gesellschaft sich durch Hizc überwältigen ließe, der andere ihm die Dose darbieten möge, als symbolische Erinnerung, auch bey der grössten Heftigkeit zur sanften Mäßigung zurückzuföhren.

Eine solche Dose schickte nun der Dichter Jacobi auch seinem Freunde Gleim nach Halberstadt, begleitet von einem Schreiben (vom

4ten April 1769). Bald darauf ward diese Epistel in dem Hamburger Correspondenten abgedruckt. Wie erstaunte Jacobi nicht, als, gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was sich zur feinen Welt rechnete, zumal in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah. Die Dresdner fanden den Einfall für ihren Erwerb vortrefflich; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation, und bald wurden die hörnernen Dosen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch bis nach Dänemark und Ließland als Handelsgegenstand versendet. Ein deutscher Reichsgraf, wie Jacobi in einer Note bey der Zürcher neuen Ausgabe seiner Werke anführt, ließ sogar das Eisenblech, das ihm seine Bergwerke lieferten, zu Lorenzo-Dosen verarbeiten. Jetzt erkannte erst Jacobi seine Schwärmerey, in welcher er versprochen hatte, jedem, der ihm eine solche Dose darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Er fing an einzuschauen, wie geschwind dergleichen Symbole ihre wahre Bedeutung verlieren, und endlich in eiteln Modetand ausarten.

Eine zweyte Herausgabe von Jacobi's sämmtlichen Werken erschien wieder in Halberstadt

1773 — 1775 in 3 Bänden. Indessen begab sich Jacobi im Jahr 1714 nach Düsseldorf. Er hatte nämlich den Plan entworfen, eine Zeitschrift herauszugeben; in dieser Absicht nahm er den schon sehr gebildeten Heinse mit sich als Schülern. Das störte ein wenig, doch nicht auf lange, Gleims Gemüthslichkeit*). Dieser billigte den Plan der Iris, die wir jetzt die ältere Iris nennen, weil später nach Jacobi's Versekzung nach Freyburg eine jüngere Iris, als jährliches Taschenbuch, bis zu seinem Tod erschien. Die ältere Iris ward vom Jahre 1774 — 1776 in 8 Bändchen abgedruckt. Sie war ganz auf das Bedürfniß der Zeit berechnet. Denn damals war die Epoche der Empfindsamkeit durch Lesung der Schriften des Engländer Morik und der Nachtgedanken Youngs eingerissen. Jener treffliche Humorist hatte allerdings in bessern Seelen wahrhaft

*) Körte, der Herausgeber von Gleims seines Dheims Leben (Halberstadt 1811), machte S. 189 viel Aufhebens über diese Entführung Heinse's, wie er es nannte. Allein Jacobi ward vollkommen von dieser Beschuldigung gerechtfertigt in dem Morgenblatt 1810 Nro. 65. Correspondenz-Nachrichten.

edle Gefühle erweckt, die sich in ihrer Einfalt und Lauterkeit lange erhielten; dagegen aber suchten andere sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, welche sie sich wünschten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andere begnügten sich mit dem angenommenen Scheine der Empfindsamkeit. Manche unserer jetzigen Zeitgenossen erinnern sich noch wohl dieser Epoche, welcher bald eine andere nachfolgte, nämlich der sogenannten Kraftmänner und Genies, welche alltägliche Handlungen mit einer Menge von hoher Anstrengung verrichteten, und über die gemeinsten Gegenstände sich in Hyperbeln ergossen. Auch das weibliche Geschlecht, welches bisher von zärtlichen Gefühlen überflossen war, sogar da, wo es nichts zu empfinden gab, fing an, der Seufzer und Thränen müde zu werden, und sich zu einem ernstern Tone hinaufzustimmen; es gefiel sich im Erhabenen. Junge Damen, wie Jacobi sagte, obwohl sie den halben Morgen vor dem Spiegel saßen, und ihnen Puß, Modegeschwätz und andere Alberheiten von der größten Wichtigkeit blieb, schwangen sich doch in höhere Sphären, oder ließen sich von den Kraft-Genies dahin empor heben. Den Charakter eines solchen lä-

herlichen Kraftmannes schilderte uns Jacobi unnahmlich schön mit komischer Laune in dem neuen Simson, (S. diese Ausgabe seiner Schriften II. Band 2. Abtheilung). Hat doch die moralische Welt ihre Absätze in bestimmten Zeiträumen, während welchen eine Thorheit nach der andern auf die Schaubühne tritt, und sich wchselweise aböst. Dieser unholde Modesucht arbeitete die ältere Iris entgegen. Sie bemühte sich die hochfliegenden Männlein und Weiblein wieder auf die Erde zum einfachen Leben herabzu ziehen, durch Verbreitung vieler für die Frauenzimmer wissenswürdigerer Dinge, und durch belehrende Abhandlungen, wovon Jacobi in der neuesten Ausgabe seiner Werke einige als Muster aufbehielt, nämlich seine über die Reinlichkeit und über die Schamhaftigkeit.

Auch in Frankreich ward diese Iris mit großem Beifalle aufgenommen. Beugnisse davon finden wir in einem sehr wichtigen, und noch heut zu Tage mit Vergnügen gelesenen politischen Werke, nämlich dem *Espion Anglais*, der vom Jahre 1777 — 1786 in zehn Octav Bänden *)

*) Die ersten vier Bände hatten den Titel Observateur, der nachgehends geändert ward.

angeblich zu London gedruckt erschien. Der Verfasser dieses Werkes gab einem englischen Mylord von allem bestimmte Nachricht, was in der sittlichen, politischen und literarischen Welt zu Paris vorsiel.

Die berühmte Madame Geoffrin, das geistreichste und feinste Frauenzimmer dieser unermesslichen Hauptstadt, machte damals ein sehr glänzendes Haus; bey ihr versammelten sich fast täglich die gelehrtesten Männer, auch alle Fremde, die auf eine feine Bildung Anspruch hatten. Die Gesellschaft war eine ausgezeichnete Schule der Humanität; in ihr kam alles zur Sprache, was im literarischen Fache nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen war.

In dem XIV. Briefe *), der überschrieben ist: *Cours de politique à l'usage des Dames allemandes et autres*, meldet der Correspondent dem Mylord folgendes: — „Wir befanden uns „, bey Madame Geoffrin; einige ausländische Ge- „, lehrte legten ein (politisches) Werkchen vor, „, und, mächtig der deutschen Sprache, übersetzten „, sie dasselbe zum Verständnisse und zur Deut-

*) S. 282 — 319.

„theilung der Anwesenden. Die Bearbeitung
 „schien wohlgelungen und preiswürdig; das
 „hierüber gefällte Urtheil sprach sich dahin aus:
 „Der Verfasser habe Belehrung mit feinerm
 „Witz, neue Ansichten mit Wahrheitsliebe,
 „endlich das Angenehme mit dem Nützlichen zu
 „vereinen gewußt. Und da es verschiedene Ge-
 „genstände in Beziehung auf Frankreich enthält,
 „folglich nicht außer dem Kreise meiner Betrach-
 „tungen liegt, so hoffe ich, daß die Mitthei-
 „lung Ihnen, Mylord, Vergnügen gewähren
 „werde. Vor allem aber muß ich Sie von dem
 „Ursprunge, dann von der Unterbrechung dieses
 „neuen Journals benachrichtigen.“

„Der Herr Kanonikus Jacobi zu Düssel-
 „dorf, ein Mann, der ausgezeichnete Kenntnisse
 „mit einem feinern Geschmacke verbindet, als sonst
 „die Gelehrten seiner Nation nicht besitzen, un-
 „abhängig durch eine freye Lage und mächtig
 „angezogen von den schönen Wissenschaften,
 „ward durch die Frauenzimmer seiner Stadt
 „aufgefordert, sie in die Geheimnisse der Politik
 „einzuwiehen, dabei aber zu verhüten, daß sie
 „nicht von jener tödtenden langen Weile, die
 „sie bey Lesung der Zeitungen sonst empfänden,
 „gemartert würden. Dieser liebenswürdige Ge-

„lehrte unterzog sich der Aufgabe. Bezaubert „von dem Werke Fontenelle's *) über die „Weisheit der Welten glaubte er, daß die Po- „litik kein trocknerer und sprodderer Stoff wäre, „als die Astronomie. Nach dem Beyspiele dies- „ses französischen Schriftstellers unternahm er „nun ein belehrendes Werk unter dem Namen „Iris, in welchem er auch auf öffentliche „Angelegenheiten Rücksicht nahm. Die Auf- „schrift Iris entspricht ganz dem liebenswürdi- „gen Charakter des Verfassers; und das Werk „verbreitete seinen Ruhm unter seinen Nationen. „Unglücklicher Weise hat er den Stoff der Po- „litik zu sehr aufgehellt **); einige nordischen „Höfe wußten ihm wenig Dank für seine Frey- „muthigkeit; er geriet daüber in Verlegens- „heit, und Vorwürfe, die er empfing, und „geheime Verfolgungen ndthigten ihn, sein

*) Das war wohl eine Einbildung des Franzosen. Jacobi spricht kein Wort von einer solchen Bezaubung durch Fontenelle, deren sein Geist auch gar nicht bedurfte. Anm. d. Herausg.

**) Jacobi's politische Uebersichten von Europa befinden sich in der ältern Iris I. Bd. 36 Stück S. 92. — II. Bd. 36 Stück S. 246. — III. Bd. 36 Stück S. 216. — IV. Bd. 36 Stück S. 253.

„Journal um seiner eigenen Ruhe willen aufzugeben, das von dem Oktober 1774 nur fünfzehn Monate dauerte.“

So weit der Vorbericht des französischen Briefstellers, dann folgt die Uebersetzung selbst, mit einer allgemeinen Einleitung in die Politik, endlich aber die merkwürdigsten Begebenheiten, die an den europäischen Höfen in Frankreich, in Russland, Spanien, Deutschland, England u. s. f. vorgefallen waren, alles mit vieler Kunst und Einsicht zusammengestellt.

Dass nun aus dieser Iris eine französische Uebersetzung mehrerer politischer Artikel erschienen wäre, darüber hatte ich schon früher die Versicherung aus Jacobi's eigenem Munde; doch nie hatte er gegen mich einiger Verfolgungen erwähnt, auch nie gegen mich mündlich geduscht ob er selbst Verfasser dieser Artikel gewesen sey; wohl aber widersprach er dieses oder scheint es zu widersprechen in der letzten Beylage zum IV. Bande der Iris. Indessen stieg bey mir der Zweifel auf, ob die Uebersetzung auch treu und gewissenhaft, und nicht etwa mit dem erfinderischen-französischen Wiße aus Nebenabsichten unterspielt wäre. In diesem Wahne ward ich dadurch bestärkt, weil der Franzose ganz

gegen die Sitte seiner Landesleute; die nur das bewundern, was unter ihnen einheimisch ist — unendlich vieles zum Lobe der deutschen, oder, wie er sich ausdrückt, nordischen Frauenzimmer sagt, von ihrer Strenge, ihrer Neigung sich zu unterrichten, ihrer Besonnenheit und ihrem Scharfsinne spricht, und dabei ihnen das Kompliment macht, daß sie Stärke des Charakters mit Grazie und Unnehmlichkeiten verbinden, daß ihre kräftigern Organe, die zu ernsthasten Studien nöthige Geistesanstrengung begünstigen, und daß endlich, wenn sie auch, befreyt von den schwädlischen Zufällen und Nervenkrankheiten, die kleinen Artigkeiten der französischen Frauenzimmer nicht besäßen, sie dennoch durch einen männlichen und unerschrockenen Charakter schadlos gehalten würden, welcher sie vorzüglich zur Führung von Regierungsgeschäften geschickt mache. Hierauf geht der Schriftsteller auf die denkwürdigen Regierungsepochen der damals noch lebenden zwey großen Kaiserinnen Maria Theressa von Oesterreich und Katharina II. von Russland über, worauf eine äußerst sinnreiche Parallele zwischen Liebes- und Staatsunterhandlungen durchgeführt, und sehr wichtig bewiesen wird, daß sie nach gleichen Grundsäcken gefordert würden.

Um die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen, ließ ich mir die alte Iris, die ich nicht selbst besaß, von einem Freunde kommen, und sand wirklich, daß das Französische ziemlich treu mit dem Deutschen übereinstimmte, bis auf einige Auslassungen, die vielleicht dem Genius der französischen Sprache angemessener in kurze Hauptbegriffe zusammengedrängt waren. Was übrigens die französische Uebersetzer am Schlusse seiner Einleitung sagt: Daß nämlich Jacobi die politischen Artikel der Iris wegen Neckereyen aufgegeben habe, scheint allerdings richtig zu seyn. Denn am Ende des IV. Bandes *) erklärt sich Jacobi in einer kurzen Beylage, daß er von nun an den Artikeln über Politik entzage. Auch liegt in diesem schönen Aufsatz ein Anstrich von Empfindlichkeit, der auf gehabte Verdrießlichkeiten schließen läßt. Er sagt freymüthig: „Die politischen Nachrichten hätte er „für zu unbedeutend gehalten, um von staatsflugen Männern bestichtigt zu werden, oder an „irgend einem Hofe den kleinsten Verdacht zu „erregen. Dies allein hätte ihn zu den Aufsätzen „vermuntert.“ Dann aber fährt er fort: „Ich

*) Der alten Iris S. 269.

„habe nie mit gedungener Feder geschrieben, und
 „werde es künftig weder selbst noch durch andere
 „thun. Auch der, der mit mir arbeitet, muß
 „ein freyer Mann seyn.““ Endlich bittet er seine
 Leserinnen um Vergebung wegen Aufhebung des
 Versprechens, dieselben mit Politik zu unterhal-
 ten, für die er schon andere Entschädigung leis-
 sten wolle.

Zum Schluße fügt er noch die denkwürdigen
 Worte bey: „Ich fordere nichts von den Gro-
 „ßen, will nicht durch empfangene Gunst, aber
 „auch nicht durch zugesügte Beleidigungen ihnen
 „ein Recht über mich geben; außer dem, wel-
 „ches der König (von Preußen) über mich hat,
 „der unter die Zahl seiner Landes-Eingeborner
 „mich aufnahm, und in seinem Reiche mir eine
 „friedliche Wohnung vergönnte.““

Das ist die Sprache eines freyen unabhängi-
 gen und seinen Werth tief fühlenden Mannes.
 Seitdem folgten auch keine politischen Artikel mehr
 in der Iris; statt derselben aber eine kleine Ein-
 leitung zur Weltgeschichte für Frauenzimmer von
 Schlosser, die doch nicht weiter als bis zum
 Tode des persischen Cambyses geht. Mit den
 zten Stücken des VIII. Bandes schloß Jacobi
 die ältere Iris. In der Vorrede desselben

nimmt er Abschied von seinen Leserinnen, und spricht von unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihn rüthigten, diese Monatschrift aufzugeben, verheißt aber von nun an mit denselben sich in Wielands deutschem Merkur zu unterhalten.

Seit dem Jahre 1777 arbeitete also Jacobi vieles in dem Wielandischen deutschen Merkur, durch welchen so herrliche Ideen über Kunst, Literatur und Geschmack in Umlauf gesetzt worden sind. Wieland gehörte unter die Herzensfreunde Jacobi's. Die Verhältnisse beyder Dichter kann man am besten aus den vielen Briefen ermessen, die nach Wielands Tode bey Gessner in Zürich 1815 herauskamen; und mit Vergnügen wird man besonders jene im zweyten und dritten Bande lesen, die zwischen den Jahren 1769—1777 gewechselt worden sind. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Wielands kritische Feile, Mahnungen und Ermunterungen unendlich vieles zu jener klassischen Abglättung beygetragen haben, welche Jacobi's Geist so hervorstehend gemacht hat.

Abwechselnd mit geistreichen Beschäftigungen, und seines Lebens froh, machte Jacobi in den Zwischenträumen fast jährlich seine Lustreise theils

nach Düsseldorf zu seinen Verwandten, theils nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt u. s. f., wo er überall liebenvoll aufgenommen ward, und mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in persönliche Bekanntschaft und herzliche Verbindungen kam. So wandelte er im Genusse der edelsten Freundschaft durch ein freyes Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die unsterblichen Gesänge, die ihm seine Muse eingab, und die ihm das Wohlwollen der Zeitgenossen erwarb.

Aber nun sorgte das Schicksal, daß der berühmte Dichter wieder dem südlichen Deutschland zurückgegeben, und in eine mehr praktische Laufbahn versetzt werde, in welcher er durch Unterricht und Beispiel vielen hundert Jünglingen, die zu seinen Füßen saßen, ein nützlicher Lehrer werden sollte. Im Jahre 1784 erhielt er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an die hohe Schule zu Greyburg in Breisgau; die Gründe, die ihn bestimmten, denselben nicht abzuweisen, und sich neuerdings dem akademischen Leben mit Fleiß zu widmen, sollen sogleich weiter unten angeführt werden. Erlaube man uns nur vorläufig einige Bemerkungen zu machen, die der Zeitgeschichte angehören.

Als Jacobi in Freyburg ankam, fand er bereits einen guten wissenschaftlichen Grund ge-ebnet und fruchtbar gemacht. Denn schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia waren auf den österreichischen Schulen und Universitäten die vortheilhaftesten Umbildungen veranstaltet worden. Aber hier müssen wir noch einen Rückblick auf die früheren Seiten werfen. Seit dem Jahre 1623, wo die Jesuiten zum erstenmale in Freyburg eingeführt wurden, hatten sich dieselben nicht nur der untern Gymnasiaklassen, sondern auch der philosophischen und theologischen Lehrstühle ausschließend bemächtigt, und sie bis zu ihrer Ausstreibung im Jahre 1773 behauptet. Sie hatten über alle Geister eine weitsgreifende Herrschaft befestigt; denn aus ihren Schulen und aus ihren Lehrbüchern ging die Elementarbildung des Volkes aus, und mit ihr die höhere wissenschaftliche, die moralische und religiöse in alle Stände, weil man damals keine Auswahl hatte, anderswo, als bey ihnen, pädagogischen Unterricht zu nehmen.

Die Namen der großen Männer, und so vieler gelehrten Literatoren, die vom Anfang der Stiftung der Universität durch das fünfzehnte, sechzehnte und das erste Viertel des siebenzehnten

Jahrhunderts diesen herrlichen Musenſitz glänzend gemacht hatten, und deren Schriften man noch heut zu Tage mit Vortheil und Bewunderung liest, sanken nach und nach in unverdiente Vergessenheit. Die Lehrmethode der Jesuiten, mit denen das katholische Deutschland überschwemmt ward, ist zu Genüge gewürdiget worden, darf also hier nicht weiter beschrieben werden. Erst unter der Regierung der eben genannten großen Kaiserin erlebten die Jesuiten bedeutende Demuthigungen durch das hervorragende besserer Einsichten und auch durch die Verdienste von Männern aus andern geistlichen Orden, welche man ihnen vorzog und entgegensezte, hauptsächlich in Freyburg von dem gelehrten Augustiner Professor Klüpfel. Ihre Entfernung war demnach sowohl für die schönen, als auch für die ernsthafsten Wissenschaften eine große Wohlthat. Auf der andern Seite wirkte der Zeitgeist, der sein Reich immer weiter verbreitete, dem alt beständigen Systeme unaufhaltsam entgegen. Die Neigung sich gründlicher zu unterrichten, und die Liebe zu der höhern und auch zur schöneren Literatur gewann nach und nach die Oberhand; man las mit Vergnügen die besten deutschen Dichter, vorzüglich Wieland, der dem südlichen

Deutschland ohnehin ursprünglich angehörte, und durch seinen deutschen Merkur, das erste regelmäßige Journal, so vielen Geschmack für die schwäbischen Künste und Wissenschaften einflößte. Hierzu kamen noch die Literaturbriefe von Lessing und die so fruchtbare allgemeine deutsche Bibliothek, welche das Studium einer scharfen Kritik so wesentlich befördern half. Der Kreis gesunder Ideen ward erweitert, und die Sprache verfeinert.

Nachdem endlich Kaiser Joseph II. an die Regierung kam, dessen weise Gesetze durch die zugestandene Presselfreiheit die alten Fesseln sprengten, von denen die Geister so lang eingeengt waren, da erwachten in den meisten österreichischen Provinzen neue Lebensregungen; man stieß und drückte seine Gedanken öffentlich, die man ehedem einander kaum heimlich *per disciplinam arcani* mitzutheilen gewagt hatte. Es entstand durch alle wissenschaftlichen Fächer ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der in Freyburg von einigen vortrefflichen Männern in der Schrift: *Der Freymüthige*, siegreich geführt ward. Ohnehin war auch schon früher in dieser aufgeweckten Stadt großer Zwang nicht leicht anwendbar; denn da sie an der äußersten Grenze Deutschlands gelegen ist, und immer ein freyer Verkehr

mit Frankreich und der Schweiz bestand, war bey der Entrückung aus den Augen der ehemaligen Finsterlinge des Hofes an keine enge Gedanken- sperre, keine Bühermauth und strenge Censur zu denken. Es gab da nun offenen Raum, sich in dem Gebiete des Geistes frey zu bewegen.

Unter diesen Zeitverhältnissen ward Jacobi im Jahre 1784 von Kaiser Joseph II. als öffentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften berufen. Es mochte ihn wohl hart ankommen, sich von dem Zusammenleben mit seinem Freunde Gleim in Halberstadt zu trennen. Aber er ward auf andere Weise entschädigt. Einmal erhielt er einen bessern Gehalt; er war nach den Jahren bereits um einige Stufen des menschlichen Lebens vorgedrückt. Seine Gesundheit hatte unter dem nordischen Himmel gelitten; er kam in einen der schönsten Striche des südlichen Deutschlands, reich an allen Erzeugnissen einer unerschöpflichen fruchtbaren Natur, wo die mannigfältigsten Lebensgenüsse um die billigsten Preise zu haben waren. Endlich sah er auch der Freude entgegen mit einem seiner nächsten Verwandten, dem markgräflich-badischen Regierungsrath und Oberamtmann zu Emmendingen Johann Georg Schlosser, der nur zwey Stunden von Freiburg entfernt wohnte, vereinigt zu werden.

Unter solchen glücklichen Auspizien traf Jacobi in Freyburg ein. Sein Ruhm war ihm vorhergegangen, mithin fehlte es auch nicht an der besten und bereitwilligsten Aufnahme in den Zirkeln so vieler gebildeten Menschen dieser Stadt. Damals leitete alle wissenschaftlichen Jächer der einsichtsvolle Freyherr van Swieten zu Wien, der unsern Jacobi dem um die Beförderung des Geschmackes und der deutschen Kultur redlich besorgten Kaiser vorgeschlagen hatte. In dem Nachlaß unsers Dichters finden wir noch zwey Briefe von jenem gelehrten und großen Staatsmanne. In dem ersten vom 6. October wünscht van Swieten ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu seiner Ankunft Glück, und bietet ihm seine wohlwollende Unterstützung in allen Vorfällen an. Nach dem Umlaufe des ersten Lehrkurses hatte Jacobi einen Bericht nach Wien über seine Lehrmethode erstattet. In der Antwort vom 9. Februar 1785 kommen folgende merkwürdige Ausdrücke vor:

„Ich überlasse gerne jedem Lehrer, und vorzüglich einem Mann, wie Sie sind, die Anordnung der Vorlesungen; nur muß ich erinnern, daß jene über die klassischen Schriften der Alten, ob sie gleich hauptsächlich den End-

„zweck haben, zu der Lehre der schönen Wiss-
 „senschaften vorzubereiten, doch auch dazu die-
 „nen sollen, die neu erworbenen Begriffe der
 „Hauptlehre bey den Schülern durch eine
 „reizende Wiederholung zu verstärken; und in
 „dieser Absicht sind auch für den ersten Jahr-
 „gang zum Behufe der eigentlichen Philosophie
 „einige Dialogen des Plato, Cicero's Quæstio-
 „nes Academicæ und Horaz, für den zweyten,
 „zur Seite der Physik, Plinius, Lukrez und
 „Virgils Georgica gewählt worden. Die Zu-
 „gend soll in den Klassikern, in denen sie bis-
 „dahin nur Worte suchte, jetzt Sachen finden,
 „und wenn sie dann Sachen entdeckt, die auf
 „ihre erst erhaltenen Begriffe eine Beziehung
 „haben, oder wozu diese als Maßstab dienen
 „können, so wird sie zur Vergleichung, zur
 „Entwicklung, zur Beurtheilung des Gedan-
 „kens und des Ausdrucks ermuntert, und die
 „Bildung des Verstandes sowohl als des Ge-
 „schmacks auf eine angenehme Art beförderet.
 „Däß es zu Freyburg bey dem Griedischen
 „Anstand habe, wundert mich nicht. Es ist
 „überall nicht viel besser; dafür wollen wir aber
 „mit der Zeit auch Hülfe schaffen.“

. Nach einem kurzen Zeitraume erwarb sich Jea-

cobi auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften, und durch das neu belebte Studium der alten Klassiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium errichtet, in welchem die Talente vielseitigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Jeder konnte sich nach Belieben selbst einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen; die Aussätze wurden dann vorgelesen, und beurtheilt. Da zeigte sich bald ein läblicher Wetteifer des Geistes unter den Studirenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte.

Die Klassiker, besonders den Virgil und Horaz, erklärte und erläuterte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht. Bey den Versen legte er im Vortrage auf die kurzen und langen Sylben und auf die Cäsur einen eigenen Nachdruck, der die Sprache harmonisch hob oder senkte. Der nämlichen Methode hörte ich auch in der mündlichen Deklamation der alten Dichterwerke den großen Homeriden Wolf in Berlin sich bedienen, die sich der alten

griechischen Musik so sehr annäherte. Vielleicht war Jacobi's Declamation noch ein Erbstück aus der alten Kloßischen Schule in Halle, in welcher der Dichter, wie gesagt, in seinen jüngern Jahren mit so großer Auszeichnung gearbeitet hatte.

Später hörte man den Dichter öfter über den Zeitgeist klagen, der durch andere meistens zwecklose Beschäftigungen das Vernachlässigen der klassischen Studien mit sich gebracht hatte. Er sagte einmal ganz treffend: „Unsere Maler, „Zeichner, Baumeister reisen nach Rom und nach „Griechenland, um die Kunstwerke des Alters- „thums auszumessen, abzuzeichnen und einzus- „studiren. Aber wie wenige unserer Jünglinge „gibt es heut zu Tage, welche die unerreichten „Musterr einer bessern und kräftigern geistigen „Worwelt zu studiren sich bemühen, die doch „allein unser Gefühl für das Schöne, Edle „und Erhabene auszubilden und zu erhöhen ge- „eignet sind.““

Indessen war es unverkennbar, daß Jacobi auf die Gesamtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verfehlnerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da, wo er das mensch-

liche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollen-
den Beredsamkeit, da sprach sich jene Horazische
mitis sapientia Loeli aus, und nie schied er von
seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Ein-
druck auf die Gemüther gemacht zu haben.

Seine öffentlichen Vorträge wurden nicht allein von den Studirenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja manchmal auch von Frauenzimmern, doch in sel-
tenen Stunden besucht. Besonders geschah dies-
ses in den ersten Jahren seines Lehramtes. So
geräumig auch der akademische Hörsaal war, so
genügte er doch kaum für die Menge, die sich
herzuandrängte. Die zahlreichen jungen Theologen,
aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur
Bereitung des geistlichen Standes gestiftete
General-Seminar bestand, rückten, so sehr sie
auch sonst mit andern Arbeiten beschäftigt waren,
meistens in Wollzahl aus, um seinen ästhetischen
Vorlesungen beyzuwohnen, und um sich jene ge-
fällige Darstellung zu erwerben, die sie für das
Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung
mit Recht für nthig erachteten.

Dieser große Zusammenfluß wissbegieriger Zu-
hörer dauerte viele Jahre, während denen er in
dem öffentlichen akademischen Hörsaal unaus-

gesetzte lehrte. Als er endlich wegen Zunahme seiner Schwächlichkeit und der Beschwerlichkeit des Ausgehens in einem Zimmer seines eignen Hauses die Vorlesungen fortführen mußte, gab es oft mehr Zuhörer, als der Raum fassen konnte, und wohl geschah, daß mancher keinen Platz fand. Nachdem er, entkräftet durch Alter und vielseitige Anstrengungen, wegen der täglich mehr sichtbaren Abnahme seiner Gesundheit zwischen dem Jahre 1812—1813 seine Vorlesungen aufgeben mußte, hielt er an dem Tage, wo er die letzte beschloß, folgende kleine Anrede, von welcher ein flüchtiger Aufsatz mit einer schon wankenden Hand niedergeschrieben unter seinen Papieren sich vorfand.

„Ich schließe hiermit meine Vorlesungen,
 „und allem Anschein nach ist dieses das letzte-
 „mal, daß ich öffentlich hier rede. Ich schließe
 „mit dem schmeichelnden Bewußtseyn, daß ich,
 „ohne eigennützige Absichten, aus dem reinsten
 „Eifer für die schönen Wissenschaften gearbeitet
 „habe. Nicht ohne Rührung nehme ich von
 „Ihnen Abschied, meine Herren; denn ich weiß,
 „daß ich so glücklich war, mir Ihre Liebe zu
 „erwerben, und daß unter Ihnen viele bekannte
 „und viele mir unbekannte Freunde sind. Den

„gütigen Beysfall, den Sie meinen Vorlesungen
 „gaben, das freundshafliche Zutrauen, womit
 „Sie sich meines Rathes bedienten, die Em-
 „pfindungen, mit welchen Sie die Nachricht
 „von meiner nahen Entfernung aufnahmen,
 „alles dieses erkenne ich mit dem aufrichtigsten
 „Danke. Sehen Sie versichert, daß die Er-
 „innerung an Sie und an diese Stunden, in
 „welchen ich mit Ihnen mich unterredete, mir
 „allezeit schäkbar seyn wird. Sollten Sie das
 „Andenken an mich in's Künftige noch einiger-
 „maßen lieben, so erneuern Sie zugleich die
 „Eindrücke, die ich vielleicht so glücklich gewesen
 „bin, auf einige von Ihnen zu machen.“

„Bleiben Sie den schönen Wissenschaften ge-
 „treu, ohne sich durch das Geschwätz des ge-
 „lehrtten und ungelehrten Pöbels abzubreken zu
 „lassen. Studiren Sie die Alten, als die
 „Quelle alles Schönen, und die Natur, die
 „man nie ungestraft verläßt, und unter den
 „neuern Schriftstellern diejenigen, welche
 „der Natur am sorgfältigsten folgten. Es ist ein
 „angenehmer Gedanke für mich, daß Sie in ver-
 „schiedene Gegenden Deutschlands einst zerstreut
 „werden. Wenn ein jeder in seiner Gegend
 „den Musen einige Freunde zu werben sucht,

„welche Belohnung für mich, durch meine Er-
„munterung zu diesen neuen Colonien etwas
„beygetragen zu haben!“

„Erlauben Sie, meine Herren, Sie noch
„an Eins zu erinnern. Sie wissen, wie behut-
„sam ich war, durch keinen leichtsinnigen Scherz
„die guten Sitten zu beleidigen; Sie wissen,
„daß ich, gleich im Anfange meiner Vorlesun-
„gen, Ihnen die schönen Wissenschaften so vor-
„stellte, wie sie die Religion in einem höhern
„Glanze zeigen, ihre Lehren sanft und verträg-
„lich machen, und die Tugend mit der
„Freude verschönen können. Sie wissen ferner,
„daß ich über die Schriften großer Männer
„freymüthig mein Urtheil sagte, und jedes Vor-
„urtheil der Wahrheit aufopferte; allein es
„geschah ohne bittere Spötterey, allezeit mit
„der Chrfurdt, die man dem Genie schuldig
„ist. Ich wünsche, daß diese Gesinnungen sich
„Ihnen mitgetheilt haben, und daß Sie, eben
„so wie ich, dafür halten, ein Freund der Musen
„müsse das Schöne lieben, das, was uns
„heilig seyn soll, verehren, und durch seine
„Denkungsart noch mehr, als durch sein Genie
„über andere sich erheben.“

„Sollte man einst, welches denjenigen sonst
 „immer zu begegnen pflegt, deren Name nicht
 „ganz unbekannt bleibt, meinem Charakter eine
 „Niederträchtigkeit andichten, so hoffe ich unter
 „Ihnen einige zu finden, die für mich zeugen.“

„Mein letzter Wunsch ist, einen Nachfolger
 „auf der hiesigen Universität zu haben, der mit
 „größeren Talenten, als ich, aber mit eben
 „dem guten Herzen für die Ausbreitung der
 „Wissenschaften arbeite, die unsere Tage ver-
 „söhnen. Leben Sie wohl!“

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck
 dieser Abschied des greisen Dichters auf die Ge-
 müther der jungen ihn kindlich liebenden Zu-
 hörer machte; sie waren innigst tief und bis zu
 Thränen erschüttert. Sie fanden in dieser lez-
 ten Anrede den treuen Abdruck seines liebevollen
 Charakters, und gingen herzlich gerührt, schwei-
 gend und mit Dank erfüllt auseinander. Die
 Rede für sich selbst bedarf keines Commentars.

Trotz eines ungünstigen Vorurtheils, welches
 man ehemals auf einigen österreichischen Schulen
 gegen einen ausländischen Lehrer hatte, der nicht
 im Kaiserstaate geboren und gebildet worden,
 oder gar von einer fremden Religion war, fand
 Jacobi dennoch von seinen Collegen im Lehr-

amte freundliche Aufnahme; es waren berühmte Namen unter denselben. Um nur einige Verstorбene zu nennen, führe ich Mederer, Zellenz, Dannemayer, Klüpfel, Gebhard, Petzeck u. s. f. an, über deren Verdienste die Zeitgenossen schon abgertheilt haben, und zu deren rühmlichen Andenken die Nachwelt noch mehrere Lesende einst beygesellen wird. Er wußte die Liebe Aller ohne Ausnahme zu gewinnen, ward sogleich einheimisch, theilte aufrichtig mit ihnen die Sorge für die Lehranstalten, und ließ sich nie durch irgend eine Nebenrücksicht von dem abwendig machen, was der Gesamtheit frommen konnte. Wenn gleich festen Willens, suchte er doch nie mit Hestigkeit jemand seine Meinung aufzudringen, sondern übte die in den gesellschaftlichen Unterhandlungen so seltene Kunst aus, mit liebreicher Verständigkeit und durch überlegene Gründe das zu erringen, was er nach seiner innigsten Ueberzeugung für das Beste hielt.

Daher übertrugen ihm auch seine Collegen gern alle akademischen Würden. Man sah ihn als Rector der hohen Schule nicht nur an der Spitze der gelehrten Anstalten, sondern auch in den Versammlungen der kreisgauischen Land-

stände, ihn — den einzigen Protestant — als zeitliches Haupt eines katholischen Lehrkörpers, auf der geistlichen Bank seine Stelle unter den geistlichen Kirchen-Prälaten des Landes einnehmen, ohne daß von Seite der Besitzer und Stimmführenden auch nur eine mißfällige Miene, noch weniger ein Einspruch gemacht worden wäre. Sein reiner Sinn für alles, was ihn recht und gut däudhte, seine achtungswerte Denkart erreichte mit eindringender Beredsamkeit und fast ohne Widerspruch immer das, was mancher durch die feinsten Wendungen der sogenannten Politik nicht leicht hätte erzwecken können. Man kam ihm, der immer ohne Partheysucht sprach, mit offenem Vertrauen freymüllig entgegen.

Obwohl Jacobi kein praktischer Geschäftsmann war, ja meistens unbekümmert um die Angelegenheiten des täglichen Lebens mit seinen Ideen in einer poetischen Welt lebte, so leitete ihn doch der rechtliche Sinn seines Gemüthes und die Klarheit seiner sittlichen Anschauung zu einem dem vorgelegten Falle immer angemessenen Urtheile, welches so schön, wie er es immer vermoigte, ausgesprochen, nicht anders als gesessen und eindringen konnte. Wenn ihm auch

vorläufige mühevolle Informationen nöthig waren, so wußte er sich doch durch die Schwierigkeiten fleißig durchzuarbeiten, alles richtig aufzufassen, und mit Besonnenheit zu entscheiden. Ein Beweis, daß die Natur ihn mit ihren Gaben vielseitig ausgestattet hatte.

Sehr unrecht würde man Jacobi thun, wenn man der Vermuthung Platz geben wollte, als habe er der Religion seiner Väter etwas vergeben, um dadurch seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten seines neu angenommenen Vaterlandes zu festigen. Solche Künste verschmähte, ja verabscheute sein offener Charakter. Fest hing er an der Lehre seiner Kirche, machte kein Geheimniß daraus, und die allgemeine Achtung, die ihm zu Theil ward, war ganz und fest auf seinen innern Werth gegründet, ja, was man bey dieser Gelegenheit mit Unrecht verschweigen würde, auf das vorurtheilsfreye Erkenntniß seiner Verdienste von Seite seiner Mitbürger, die, ohne Rücksicht auf Geburts- und Religionsverhältnisse, den Tugenden Gerechtigkeit widerfahren ließen, wo und an wem sie dieselben fanden.

Einer der schönsten Züge, die Jacobi's

moralischen Charakter auszeichneten, war jenes unerschütterliche und feine Gefühl für Wahrheit, für Gerechtigkeit, für das Rechtshandeln, und für alles, was das Unrecht verhindert; ein Zug, der nur jenen Geistern eigen ist, die von den Vorschriften der Religion und der Moral durchdrungen sind.

Wenn der Grundsatz: *Nil conscire sibi, et nulla pallescere culpa*, schon für sich Trost ist, so spricht er sich am schönsten durch das praktische, entschlossene Widerstreben gegen alles aus, was einem rechtschaffenen Mann in seinem Hertz als Unrecht erscheint.

Indessen war der edle und mildgesinnte Dichter selbst für sich arglos, und hatte von allen Menschen eine so gute Meinung, daß er sich oft mit Mühe in den Fall hineindenken mußte, im welchem ein Mann unrecht zu handeln geneigt seyn könnte. Als einer seiner Freunde, ihn, den Treuherzigen, der alle Menschen nach seinen eigenen Gesinnungen beurtheilte, sich durch seine Pflicht veranlaßt fand, auf eine vorgefallene doch verdeckte Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen, auch ihm den Fall nach allen Umständen vorgetragen hatte, sagte Jacobi nachdenkend und ganz unbefangen: „So etwas ist ja unmöglich.“

„lich! Auf die Frage warum? antwortete er:
 „Es ist ja nicht recht!“ „Edler Mann!“ sagte
 der Freund, „der Sie an der Möglichkeit einer
 „Handlung zweifeln, weil sie Ihnen als Unrecht
 „auffällt, und weil Sie selbst immer nach den
 „ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu handeln
 „gewohnt sind, sie ist doch nicht minder wahr!“
 Nun mussten ihm noch einmal die tief liegenden
 Absichten entwickelt werden, die dem gegebenen
 Falle zu Grunde lagen, und jetzt erst brach der
 Dichter in Ausdrücke des gerechtesten Unwillens
 aus, und gab mit vielem Schärfsinne Mittel und
 Wege an, die schlimmen Absichten, wo nicht zu
 hindern, welches nach Lage der Sache nicht ganz
 thunlich war, aber doch dieselben in ihren Folgen
 so viel möglich zu entkräften.

Bald nach Jacob's Ankunft veranstaltete
 sein Freund, der Geheimerath Schlosser in
 Emmendingen, eine kleine Ausgabe seiner schön-
 sten deutschen Lieder, und ließ sie, (1784) zu
 Basel abdrucken. Sie wurden vielfältig in Musik
 gesetzt, und zum Klavier in guten Gesellschaf-
 ten gesungen. Der Dichter widmete indessen
 seine Aufmerksamkeit dem ihm aufgetragenen
 Lehramte, und gab nicht von seinen Geistess-
 erzeugnissen eher etwas heraus, als im Jahre

1795, wo das von ihm sogenannte überflüssige Taschenbuch bey Perthes in Hamburg gedruckt, und fünf Jahre lang fortgesetzt ward.

In eben diesen Zeitpunkt (1795) fällt auch ein interessantes Werk, die Beschreibung einiger von den vornehmsten geschnittenen Steinen aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans. Diese kostbare Sammlung ward von dem Abbé la Chau, und dem Abbé le Blont zu Paris im Jahre 1780 — 1782 in zwey Folio-bänden französisch bearbeitet, und mit Kupfersichten herausgegeben. Jacobi machte daraus einen Auszug von den vorzüglichsten Steinen mythologischen Inhaltes, und gab denselben deutsch, mit Noten begleitet, heraus. In einem mäßigen Quartbande ward er zu Zürich im Jahre 1796 bey Drell, Füssli und Compagnie gedruckt, und mit genau nachgezeichneten Kupfern ausgestattet. In der Uebersezung ist der französische Wortschatz, der hic und da vorkommt, in feste Dämme zurückgedrängt; die mythologischen und kritischen Anmerkungen Jacobi's gaben diesem Werke einen vorzüglichen Werth, wie denn so manche französische Geistesarbeiten, von dem genaueren deutschen Fleiße nochmals überschen und geläutert, in der Uebersezung sehr gewonnen haben.

Man lese z. B. die Anmerkungen, die Jacobi über die mythologische Abbildung des Todes zu diesem Werke gemacht hat. Zu bedauern ist es, daß diese Arbeit, die so wichtig für die Kunstdgeschichte ist, nicht fortgesetzt worden. Allein ein Heer von Neufranken war im Jahr 1796 in das Breisgau eingefallen, und zog nach der Donau durch Schwaben; da mußten die friedsame Musen unter dem Waffengetümmel verstummen. Doch kaum leuchtete die Hoffnung des Friedens, so erhob Jacobi's Muse wieder ihre Stimme. Im Jahre 1803 gab er das untheure Geschenk seiner jüngern Iris heraus, die dann auch bis zum Jahre 1813 fortgesetzt ward. Von der ältern Iris und ihrem Zwecke habe ich oben gesprochen; seit ihrer Erscheinung hatten sich die Zeiten mächtig geändert. Man war jetzt der überspannten und angemaßten Empfindsamkeit, der jene Iris entgegengearbeitet hatte, allgemein abhold geworden, und von dem darauf folgenden Sturm- und Kraft-Paroxismus kehrte man zu einem nüchternen Zustande zurück. Hiezu trugen ohne Zweifel die Nachwehen der vielfältigen Kriegesleiden das ihrige bey, welche die Leute zur Besonnenheit brachten.

Aus Jacobi's ästhetischer Schule waren seit neunzehn nun verflossenen Lehrjahren treffliche Lehrlinge hervorgegangen. Männer aus Süddeutschland, und die vielen Gelehrten der Greysburger-Akademie, welche den Eigenhaftesten des liebenswürdigen Dichters huldigten, hatten sich mit offenem Herzen an ihn angeschlossen; auch waren ihm seine entferntern Freunde in Norden nicht fremd geworden. So ward diese Iris von vielen mit den mannigfaltigsten Gaben ausgestattet, und erschien nun im verjüngten Glanze. Die sorgsamste kritische Strenge bewies der gewissenhafte, zartfühlende Dichter bey der Aufnahme dargebotener Arbeiten; alles mußte nicht nur höchst sprachrichtig, sondern auch gehaltvoll an Gedanken und Empfindung und sitlich rein sich darstellen. Kein Wort, kein Ausdruck ward geduldet, wodurch auch nur eine entfernte Nebenidee hätte erweckt werden mögen, die als zweideutig in einer gebildeten Gesellschaft hätte Anstand finden können. Daher so viele treffliche Aufsätze, die durch Lebhaftigkeit, Neuheit, Witz und Herzensrührung im ernsten moralischen Sinne sich auszeichneten. So wirkte die Iris auf Bildung des Geschmackes, auf Erheiterung des Geistes und auf Belebung der Sittlichkeit.

Von der Würde eines Dichters und der Poesie hatte Jacobi einen sehr hohen Begriff. Nie ließ er seine Muse zur Besinnung unwichtiger Gegebenheiten oder zur Besförderung fremder Absichten, denen nicht eine strenge Würde und großes Interesse unterlag, gebrauchen. Seine Grundsätze über diesen Gegenstand entwickelt ein Aufsatz in der Iris vom Jahre 1806 S. 252, auch in seinem Phädon und Naide, Bd. III. 2. Abthl., so wie ein anderer belehrender sehr komischer Aufsatz: Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu seyn, (Sendschreiben an *** Bd. II. 1. Abthl.). Vergebens bemühte man sich, der Lyra des Dichters Löne abzulösen, wenn der Gegenstand, der gefeiert werden sollte, nicht ein höheres Interesse in sich trug; aber gern gehörte er einer Aufforderung, die sein Herz und Mitgefühl ansprach. Einer tief gebeugten Bürgerin, die ihn um eine Inschrift auf den Grabstein ihres verstorbenen Lieblings ansprach, schlug er die Bitte nicht ab, nachdem er kurz vorher der feierlichen Deputation einer sonst ehrenwürdigen Körperschaft, welche für die Tochter eines höheren Staatsbeamten ein Epitaphium zu erhalten wünschte, mit höflichen Entschuldigungen und aus guten Gründen, die Eingang fanden, abgewiesen hatte. Er meinte,

Poeten ließen sich nicht bestellen, wie die Kunstwerke eines mechanisch arbeitenden Künstlers; selbst diese würden nicht einmal etwas erträgliche liefern können, wenn sie nicht von einem würdigen und ergreifenden Gegenstand durch Genie befeuert würden; der Dichter müsse also von dem Gegenstand seiner Arbeit ganz besetzt werden, sonst würde er nur Verse und Reime hervorbringen, oder wie der alte Sänger Phemios in der Odyssee nur aus Zwang und Noth seinen Zuhörern vorsingen; bey Gedichten müsse unter der gediegenen Sprache ein großer Gedanke und eine das Herz ansprechende Empfindung zum Grunde liegen, wie die Folie unter einem zur Fassung in Gold bestimmten Edelsteine; große Gedanken aber bieten sich dem Geiste bey einem Stoffe von gemeinem Gehalte nicht dar, und Empfindungen ließen sich auch da nicht erkünsteln, wo es an einem kräftigen Interesse ermangle.

An trefflichen Dienstleistungen und an der Würde seines Amtes ließ er es nie gebrechen, wenn er bey großen Gelegenheiten zu öffentlichen Vorträgen aufgefordert wurde. So hielt er zwey meisterhafte Reden, voll von jenen erhaltenen und rührenden Ergießungen der Be-

redsamkeit, die aus dem Herzen hervorquellen, die eine auf den Tod des unvergesslichen Kaisers Joseph II., die andere auf seinen Nachfolger Leopold II. (in den Jahren 1790 und 1792). Ohnehin war ihm die praktische Kanzelberedsamkeit nicht fremd; schon während seines theologischen Studiums hatte er sich darin geübt. Von ihm sind noch in Handschrift zwey Reden übrig, die er als Kanonikus von Halberstadt im Jahre 1772 in der Kirche zu Düsseldorf hielt; auch während seinem Lehramte zu Freyburg begab er sich öfters nach Emmendingen, einem evangelischen Städtchen; wo sein Freund Schlosser wohnte, und bestieg dort mit Erlaubniß der Superintendentur die Kirchenkanzel, um die christliche Versammlung seiner Glaubensgenossen durch öffentliche Vorträge zu erbauen.

Bis zum Jahre 1792 lebte Jacobi im ledigen Stande. Darob verwunderte man sich um so mehr, da er als Dichter so vieles Gefühl und so große Empfänglichkeit für das häusliche Glück bewies. Ob es Liebe war zur Unabhängigkeit, die manchem, den Wissenschaften dienenden Geiste so oft theuer ist, oder ob seine Phantasie noch nicht das Ideal gesunden hatte, von welchem er ein unverrücktes Lebensglück

erwartete, läßt sich mit Gewißheit nicht wohl bestimmen. Wenigstens hatte er bisher nicht den eigenen Herd unter dem Auge einer sorgsamen Hausfrau raudhen gesehen; er ging meistens bey andern Familien zu Tische. Der Schwelle des Alters sich nähernd, fand er jedoch, wie so mancher, daß es dem Menschen nicht gut sey, allein zu seyn. Darüber sprach er sich aus in einem schönen Gedichte *); sah sich um eine treue Gefährtin um, die ihm die Mühseligkeiten des Lebens ertragen helse, suchte und fand sie unter den schönen Täbttern der einsamen Hercynischen Wälder. Dort hatte schon vor mehr als tausend Jahren sein Geistesverwandter, der römische Dichter Ausonius, nach der siegreichen Schlacht, die der Kaiser Valentinian im Jahre 363 gegen die Alamannen gewann, die schöne in seinen Dichtungen viel besungene Bissula nicht ferne von den Quellen der Donau gefunden. Wer erinnert sich hier nicht an die in den römischen Liedern verewigte

„Bissula nascentis conscientia Danubii.“

*) Siehe Iris von 1812 S. 64.

Auch Jacobi erfohr sich aus dem düsternen Tannenhaine seine Marie, an welcher er viele bildsame Eigenschaften fand; er nahm sie anfänglich in sein Haus, und während sie mit treuer Unabhängigkeit die Wirthshaft besorgte, bildete er ihre guten Anlagen aus, und reichte ihr dann seine Hand*). Die getroffene Wahl, bey welcher ihn nur sein Herz leitete, billigten seine Freunde und Verwandten. Auch erlebte er bald Vatersfreuden; denn es ward ihm im Jahre 1794 ein Sohn geboren, der sein zunehmendes Alter durch viel versprechende Anlagen und Naturgaben erheiterte.

Seine Gattin besang er oft unter dem Namen Maide in zärtlichen Liedern. Ueber das Glück seines häuslichen Lebens finden wir rührende Schilderungen in seinen Gedichten. Das Vaterland der alten Allemänner, der Schwarzwald, von welchem er die Quelle seiner reinen Freuden herabgeleitet hatte, ward durch den Gesang „an Gleim“ verewigt**), den niemand ohne innige Theilnahme lesen kann. Alles, was vom Schwarzwalde kam, ward dem Dichter theuer und lieb.

* Den 26. Nov. 1792.

**) Jacobi's Werke I. Bd. 2te Abthl.

Dessen Thäler und Gebirge sind von einem kräftigen, und bey einem stillen, genügsamen Hirtenleben erfunderischen Menschenstamme bewohnt, der seinen Geist an vielen mechanischen Kunstwerken beständig übt. Von dort kommen so viele künstliche und mit musikalischen Einsichtungen ausgestattete hblzerne Uheen, die im Handel bis nach Amerika und Asien gehen. Fand doch der gelehrte russische Leibarzt Dr. Nehman auf seiner Reise nach den Grenzen von China mehrere der Schwarzwälder-Landleute, die ihn in der Hauptstadt Casan mit Jubel empfingen, und von da aus den Handel mit ihren Schwarzwälder-Waaren nach Siberien trieben. Jacobi ward von seiner Maide mit einer Schwarzwälder-Uhr beschenkt; die Hand der Geberin machte sie zum doppelt lieben Hausrath; sie hing immer zunächst seinem Bett, war oft ein Vorwurf seiner Ausmerksamkeit, und seiner fleißigen Untersuchung ihrer mechanischen Bewegungen. Auch besang er sie in einem Liede, das mit ganz unübertrefflichen, und das innere Gefühl sanft erweckenden Gedanken ausgestattet ist. Kein Stoff war für die Bearbeitung so spröde, dem der sinnreiche Dichter durch den Zauber seiner Einbildungskraft nicht eine

interessante Seite abzugewinnen vermochte, wenn er nur eine Beziehung darbot, die mit der Würde des in süßen Tönen sich aussprechenden menschlichen Herzens im Einklange stuhnd. So war gewiß seine beschränkte Wohnung in einer volkreichen Stadt kein fruchtbarer Gegenstand einer poetischen Betrachtung; allein man lese die in Prosa für seine Schwestern verfaßte Beschreibung derselben*). Hier ist im Grunde keine eigentliche Dichtung, wohl aber das Bild einer reinen Genügsamkeit, beneidenswerther Zufriedenheit, und jener glücklichen Lebensphilosophie, die es versteht, aus allen Umgebungen Genuss und Vergnügen zu ziehen, und das Glück des einfachen häuslichen Lebens durch eigene Ansichten zu steigern. Keinem, der nicht Jacobi's inneren Seelenfrieden besäße, würden so meisterhafte Schilderungen gelingen.

Mährend den Ferien fand Jacobi seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendingen, wo — im Vorbeigehen sey es gesagt, der große Mathematiker Keppler seinen ersten literarischen Unterricht empfing, und das Einmaleins lernte. — Dorthin zog er zu seinem Freunde

*) Iris von 1809. S. 279.

Schlosser und zu dem Obersforstmeister Freyherrn von Zink. Von dem erstern geschah schon oben Erwähnung. Schlosser, sein Verwandter, gebürtig aus Frankfurt am Main, war ein Mann von seltenen Geistesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler andern griechischen Weisen und römischen Klassiker, Mitarbeiter an Iselins Ephemeriden der Menschheit, unbestechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der gesundesten Grundsätze über Moral, Politik, Erziehungswesen, Geschäftesleben, Landesverwaltung, ein immer gerüsteter Beschützer seiner Amtsuntergebenen, woferne denselben von oben herab etwas aufgebürdet werden sollte, daß er für Unrecht hiebt. An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft *indictum ore alio*. Was man ihm vielleicht mit Unrecht vorwarf, war, daß er bisweilen aus bloßer Laune zu polemisch gewesen seyn soll.

Der Freyherr Friedrich von Zink, in Thüringen in dem Orte Gatterstädt geboren, war ein durch sein Vermögen unabhängiger Edelmann, hatte sich die lieblichste Gegend des Breisgaus mit seiner geistreichen Gattin zum Wohnsitz gewählt, und ward gerühmt wegen

seinem Geiste und der guten Aufnahme der Fremden in seinem gastfreyen Hause, auch wegen der edeln Verwendung seiner Muße auf wissenschaftliche Beschäftigungen, und weisen Lebensgenuss. In Jacobi's Schriften finden sich mehrere Beweise seiner glücklichen Dichtungsgabe, und einer reinen gefälligen Prosa.

Mit diesen geistverwandten Männern brachte Jacobi im freundlichsten Umtausche von Herzengesetzungen gerne einige Wochen zu. In ihre Gesellschaft kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfessel, sonst wohnend in der Stadt Colmar jenseits des Rheines, sechs bis sieben Stunden von Freiburg entfernt. Schon im zwanzigsten Jahre seines Alters ward Pfessel des Augenlichtes beraubt; aber die wohlthätige Natur entshädigte ihn, wie einst den Vater des Dichter Homer und den englischen Sänger Milton, für die Blindheit, durch die Anzündung eines hellern Lichtes in seinem Geiste zur innern Beleuchtung. Sie erweckte lebhaft seine Phantasie zur Gestaltung fröhlicher Bilder, die sein Leben erheiterten. Pfessel und Jacobi besuchten einander wechselweis ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genüstreiche Tage. Ueber Pfessel, der die

Vöne der deutschen Muse zur Ehre unserer Sprache und Nation auf der französischen Grenze vernehmen ließ, enthalte ich mich, vieles zu sagen, weil Jacobi seine Verdienste in dem Aufsage: „Ueber Pfessel“, betreffend seine Verhältnisse mit ihm, durch ein Denkmal in seinen Werken*), verewigt hat. Die Tage, welche Pfessel in Jacobi's Hause zubrachte, waren auch für seine andern Freyburger-Freunde höchst erfreulich. Es war ein wahres Vergnügen den beyden alten Dichtern zuzuhören, wie sie ihren Geist in unerschöpflichen Anekdoten, wiktigen Einsfällen, und in Erzählungen von der jetzigen und der vergangenen Welt ergossen. Ein Gedanke erzeugte den andern. Jacobi las seinem Freunde immer die neuesten Arbeiten seiner Muse vor, Pfessel ließ die seinigen vorlesen, und dann theilten sie sich ihre ästhetischen Urtheile mit, und unterwarfen ihre Arbeiten der kritischen Feile. Lange hörte man sie oft über einzelne Worte oder die poetische Harmonie eines Verses streiten.

So gerne Jacobi einsam in seinem Zimmer war, so sehr liebte Pfessel Bewegung und Spaziergänge auf dem freyen offnen Felde.

*.) Jacobi's Werke IV. Bd. 2te Abthl.

Diesen Wunsch befriedigten Jacobis Freunde gerne; sie führten den blinden Dichter am Arme vor die Stadt, und er liebte es sehr, wenn man ihm alle merkwürdigen Gegenstände erklärte, die in den Umgebungen des Feldes aufstießen. Einmal verlangte er, man sollte ihn auf einen benachbarten Hügel führen, von welchem eine herrliche Aussicht in verschiedene Thäler war. Der Wunsch eines so ganz aller Schenkung bestaubten Mannes kam zwar den Freunden etwas sonderbar vor. Doch erfüllte man denselben; und angekommen auf der Höhe neben einer Feldkapelle setzte man ihn unter eine alte Linde, beschnellte ihm durch Führung seines Arms wie mit einem Augurstab die vier Weltgegenden, und beschrieb ihm sodann die Thäler, Waldungen, Gebirge, Mühlen, Dorfstaaten u. s. f. Freihlich versicherte er, daß er die Gegenstände ganz genau in seinem Geiste sah, und sie mit seinem Dichtungsvermögen vollkommen ausmalen könne. Ohne Zweifel halfen ihm hiebei die Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren, die ihm die Formen und Erscheinungen der äußern Welt in das Gedächtniß zurück riefen.

Aber noch eine höchst sonderbare Eigenschaft besaß der blinde Dichter, daß er nämlich es so-

gleich empfand, wenn man auf dem offenen Felde mit ihm etwa an einer Mauer vorbey ging; wosfern man ihn auch nichts sagte, so unterließ er nie sogleich davon zu benachrichtigen, daß man in einer ganz oder theilweise gesperrten Umgebung vorbey gehe. Er behauptete, eine eigene Empfindung in diesem Falle zu haben; sie muß sehr leicht zu erregen gewesen seyn, vermutlich wegen dem unterbrochenen Luftstrom. Allein, da sie sich auch einstellte, wenn ganz stilles Wetter war, so glaubten einige, die Wirkung käme von dem Galvanismus oder thierischen Magnetismus her, der von festen Körpern ausströmt, und nach physikalischen Beobachtungen einen sich ankündigenden entschiedenen Einfluß auf den menschlichen hat.

Pfeffel sagte oft, er fände sich weit glücklicher, blind, als taub, zu seyn; sein Geist wäre immer heiter durch das innere Zurückblicken auf sich selbst, und die Verbindung, die er durch die Sprache mit der Außenwelt unterhielt, und welche ihn in den Stand setzte, seine Ideen mit jenen seiner Freunde in jeder Minute auszuwechseln.

Unter so mannigfaltigen Lebensfreuden konnte Jacobi, nach dem den Sterblichen beschiedenen

Loose, einigen Unannehmlichkeiten doch nicht entgehen. Die Doblerische Schauspieler-Gesellschaft besand sich im Jahre 1791 zu Greyburg. Auf ihr Bitten schrieb Jacobi ein kleines Lustspiel *) in einem Aufzuge: Die Wallfahrt nach Compostel. In demselben befindet sich auch nicht das mindeste Wort, das den in einigen katholischen Ländern damals noch üblichen Gebrauch der frommen Wallfahrten nach gewissen auswärtigen Kirchen lächerlich gemacht hätte, einen Gebrauch, dem schon längst unter der Regierung der frommen Kaiserin Maria Theresia durch eine eigene Verordnung Schranken gesetzt waren. Allein es gab Schwäche an Geist, Betsbrüder und Betschwester, die an diesem genialen Lustspiele Vergerniß nahmen, und darüber einen ungebührlichen Lärm in der Stadt verbreiteten. Selbst ein General, dessen Name jetzt längst in Vergessenheit gesunken, drohte mit Ingrimme, dem Hofe eine Anzeige zu machen. Allein die Polizey und die Zensurbehörden ließen sich das Stück vorlegen, und befahlen, daß es ohne Bedenken aufgeführt werden möge. So erfuhr Jacobi eben das, was Molieren mit

*) Jacobi's Werke III. Bd. 1te Abthl.

seinem Tartuffe, und dem seligen Gessler mit seiner Komödie, die Bettschwester, widerfahren war, die aller Widersprüche ungeachtet am Ende doch aufgeführt wurden und viele Menschenkins der ergötzen. Vieles Gelächter mußte es erregen, als man bald darauf in allen Zeitungen las: „Jacobi's Schauspiel wäre in einem gewissen Kapuzinerkloster in der Fasnacht zur Belustigung der Gäste aufgeführt worden.“

Der zweyte Fall hätte wohl ernsthafter werden können. Die französische Staatsumwälzung war ausgebrochen, und das Breisgau als Grenzprovinz am nächsten der Gefahr einer Ausbreitung revolutionärer Grundsätze bloßgestellt. Die Hauptstadt Freyburg füllte sich nach und nach mit ausgewanderten Laien und Priestern; unter beider gab es viele bescheiden, stillduldende, aber auch sehr zudringliche, insolente, und alles, was nicht französisch war, wo nicht öffentlich, doch heimlich verachtende Menschen.

Der offenherzige und Wahrheit liebende Jacobi verbarg seine Meinung über die französische Staatsveränderung keineswegs, lobte, was daran ursprünglich lobenswerth erschien, tadelte aber auch offen, was er aus vernünftigen Grundsätzen zu missbilligen fand. Viele

französische Gelehrte, die nach Freyburg gekommen waren, besuchten fleißig das Haus unsers Dichters. Unter diesen will ich nur im Vorbeigehen auszeichnen den berühmten Mallet du Pan; sodann den halbblinden Dichter Delisle, bekannt durch seine Uebersetzung der Gedichte Virgils über den Landbau, auch Verfasser des geistreichen Lehrgedichtes über das Gartenwesen und eines andern über das Mitleid. Der Mann besuchte öfters Jacobi des Abends, hatte ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, und sagte ganze Gesänge seiner Dichtungen auswendig her. Auf Befragen, warum er diese Gesänge nicht lieber niederschriebe, antwortete der Dichter: Einmal, weil er wegen Augenschwäche nicht wohl selbst zu schreiben vermöge, sodann weil er befürchte, daß die geistreiche Gesellschafterin, die er bey sich hatte, und welcher er zuweilen, doch nur stückweise, Verse diktierte, ihm vielleicht etwas von seinen Dichtungen entwenden möchte, um es bekannt zu machen, wie es ihm schon früher geschehen seyn soll. Deswegen vertraute er seines Geistes Eigenthum niemanden mehr, als seinem eigenen treuen Gedächtnisse an, und nur dann, wenn er ein ganzes Gedicht in seinem Kopfe fertig

hatte, sagte er es allenfalls in die Feder, und nahm die Handschrift sogleich zu sich.

Den gelehrten Franzosen war Jacobi's Ruhm längst bekannt, theils durch die bereits oben erwähnte Uebersezung einiger seiner früheren Werke, theils auch durch ein entscheidendes Urtheil, welches in der zu Paris im Jahre 1777 in vier Bänden erschienenen *Nouvelle Bibliothèque d'un homme de goût* vol. I. p. 363 sich so ausdrückt:

« Ce poète mérite une place distinguée parmi les poètes les plus aimables. Ses ouvrages ont cette fleur de sentiment et de délicatesse, qui doit perdre beaucoup de son prix, en passant dans une langue étrangère: il faut s'imaginer ce que deviendraient la plupart de nos chansons ou de nos poésies légères, traduites en allemand. Quel mérite réel ne doivent donc pas avoir les poésies de Mr. Jacob, Chanoine d'Halberstadt, si l'on en rencontre plusieurs qui puissent résister à une pareille épreuve! On trouve cette traduction dans un Recueil imprimé en 1771, un volume in-40. La première pièce offre la peinture, la plus séduisante, de cette volupté douce, qui s'allie avec la modestie et la vertu: c'est

« une espèce d'ode anacréontique; elle est intitulée: *Au lit de Belinde*. Une autre, qui a pour titre *le Faune*, conserve dans la traduction cette légèreté, ce coloris tendre, cette fraîcheur qui doivent se faire sentir bien davantage encore dans l'original. Si l'on est curieux de voir comment l'auteur traite les grandes vérités de la morale, qu'on lise sa réponse à *Mr. Gleim*, qui lui avait dépeint le bonheur, dont il jouissait dans sa retraite.”

So lautet das Urtheil eines Franzosen, der seinen Landsleuten die übersetzten Gedichte als Muster des guten Geschmackes anpries.

Während der Anwesenheit der französischen Ausgewanderten setzten alle Professoren ihre Vorlesungen in den ihnen aufgetragenen Fächern der Wissenschaften fort, mancher Stürzungen ungeachtet, die vorfielen. Jacobi hat das nämliche, und gab im Jahre 1798 wöchentlich eine Stunde Vorlesungen über praktische Arbeiten des deutschen Styls unentgeldlich. Sieben hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige Kanzelredner gerichtet. Die jungen Schüler der Philosophie hatte er aus guten Gründen von diesen Vorlesungen ausgeschlossen, und nur die Akademiker der

drey h̄hern Fakultäten dazu eingeladen. Er bekam ein zahlreicheres Auditorium, als er geshofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, mehrere Geistliche, und Männer die schon in öffentlichen Aemtern standen.

Ein junger Mediziner, der in Wien studirt hatte, kam um diese Zeit nach Freiburg, um dort den Doktorgrad zu nehmen. Die medizinische Fakultät hatte ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft ertheilt, und Jacobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen weiter nichts abging, als strengere Feile, und größere Bestimmtheit der Schreibart. Dieser junge Doktor der Heilkunde brachte ihm nun für seine praktische Vorlesung ein Gedicht unter dem Titel: Dauern oder Vergehen? das sich allerdings durch poetische Schönheiten ausszeichnete, aber viele materialistische Grundsätze enthielt. Jacobi trug jedoch kein Bedenken, das Gedicht vorzulesen; vielmehr freute er sich der Gelegenheit, ein zurechtweisendes Wort sprechen zu können, weil die Sage ging, daß die Lehre des Materialismus insonderheit unter

einigen Medizinern sich auszubreiten anfing; auch daß unter den letztern etliche unvorsichtig genug wären, denselben zu predigen, und vielleicht Ungelehrte damit anzustechen. Jacobi beurtheilte nun zuerst kritisch das Gedicht nach seiner Form und Sprache; sodann verfolgte er den philosophischen Stoff, Schritt vor Schritt, widerlegte ihn, und dabei war es ihm so ernst, daß sein Vortrag fast drey Stunden dauerte; er trug dann aus Mendelssohns Phädon, Reimarus, Hemsterhuis und andern, die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, und schloß das Ganze durch die herzlichsten und rührendsten Stellen aus der Abhandlung des Claudius über diesen Gegenstand. Dieser schöne Vortrag mit allen Reizen einer gründlichen Beredsamkeit ausgeschmückt, machte einen tiefen Eindruck auf die aus allen Ständen anwesenden Zuhörer.

Und dennoch gab es Leute, die da behaupteten, Jacobi habe die Lehre des Materialismus vorgetragen. Ja vorgetragen allerdings, aber geprüft und widerlegt. Diese hämische Mißdeutung seiner Absicht wurde vorzüglich einigen Halbfranzosen zugeschrieben, die weder recht deutsch, noch recht französisch verstehen, und, sonst in der Nachbarschaft

des Breisgaues auf dem jenseitigen linken Rheinufer wohnhaft, auf das rechte geflüchtet waren. Sie war um so ungerediter, da Jacobi nach dem bey seiner Annahme bestehenden österreichischen Studienplane den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Studenten des zweyten philosophischen Jahres, also Jünglingen von sebzehn bis siebzehn Jahren, die er, wie schon gesagt, von den Vorlesungen über den Styl ausschlossen hatte, den Lukrez *) zu erklären, einen römischen Dichter, der ein ganzes System aufstellte, welches Unsterblichkeit und Worschung der Götter läugnet, alle Religion für Überglauben ausgibt, und den Epikur rühmt, daß er sie mit Füßen getreten. Gewiß war niemand religiöser als Jacobi, der bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für die Wahrheiten der natürlichen Religion, für göttliche Worschung und Unsterblichkeit in seinen Schriften gesprochen, sondern auch das Schönne und Erhabene der christlichen Religion zu zeigen stets bemühet war.

Die giftigen Pfeile dieser elenden Kritiker

*) Siehe das eben angezogene Schreiben des Freyherrn von Swieten.

glitten kraftlos an dem Rufe des Dichters ab; doch thaten sie seinem reinen Gemüthe unansprechlich wehe. Er selbst, als sanfter friedliebender Mann antwortete nichts auf die im Stillen herum schleichende Verleumdung; aber sein Freund, der Freyherr von Zink, übernahm diese Mühe, und entlarvte in einem gedruckten Briefe, der im Jahre 1798 überall im Umlaufe war, ihre Urheber.

Da Jacobi der französischen Sprache von Kindheit an in einem hohen Grade mächtig war, so ward er öfters von seinen Mitbürgern als Unterhändler an die französischen Befehlshaber abgeordnet, die nach feindlicher Einnahme des Landes die öffentlichen Geschäfte in den Händen hatten. Diesen lästigen, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Aufträgen entzog er sich als glüter Staatsbürger nie, und wirkte sowohl mündlich als durch schriftliche Aufsätze zum Vortheile von Stadt, Land und der hohen Schule; gewiß kein kleines Opfer von Seite des stillen und ruhigen Mannes, der sich in gewöhnlichen Zeiten so wenig um das Geschäftsleben bekümmerte, und nun auf einmal aus seiner häuslichen Einsamkeit zur Thellnahme an öffentlichen Sorgen hervortreten mußte.

Menschenliebe bewog den geachteten Dichter, daß er mehreren französischen Ausgewanderten, welche die Umstände in bittere Verlegenheit versetzt hatten, so gerne freundliche Dienste leistete. Hier nur ein Beyspiel! Mit seinem Sohne kam der berühmte Portalis nach Freyburg, ein großer Redner zur Zeit der Staatsumwälzung. Ehrwürdig durch seine Tugenden und Talente ward er unter dem 18. Fructidor 1797 durch ein Dekret außerhalb Frankreichs Grenzen verwiesen. Aber die Tugend ist keinem Økonomismus unterworfen. Deswegen ward er nachgehends im Jahre 1800 wieder mit Ehren in sein Vaterland zurückberufen, und zum Minister des Kultus und Großoffizier der Ehren-Legion ernannt. Da Portalis im Gedränge der Umstände auf der Grenze sich nicht mehr für sicher hielt, so wendete er sich mit Vertrauen an Jacobi. Dieser, alle Verhältnisse wohl erwägend, riet ihm, sich außer dem Bereiche des Krieges nach Norden zu ziehen; gab ihm in dieser Absicht Briefe nach Holstein mit an seinen dort wohnenden Bruder, den Philosophen Friedrich Jacobi, und empfahl ihn durch diesen an die beyden Grafen von Stollberg. Portalis kam an dem Ort seiner Bestimmung

glücklich an, und in einem Briefe vom 5. April 1798 aus Trennstittel dankte er dem Dichter innigst gerührt:

Mon cher professeur, heist es darin, votre aimable frère est venu nous recevoir, et nous le tenons depuis quelques jours: ce que vous nous aviez dit de lui est encore bien au-dessous de ce que nous sentons; sa philosophie est celle du coeur. Chez lui le sentiment avise l'esprit, et l'esprit régularise le sentiment. On se croit soi-même meilleur, quand on sait l'apprécier

— — — — — Quelles ames grandes et généreuses, que celles auprès desquelles ma bonne fortune me place! je vous bénirai toute ma vie d'avoir été le médiateur de mon voyage: que n'êtes-vous avec nous, pour partager notre situation; instruction, vertu, agrément, rien ne manque dans un cercle choisi, qui n'a certainement pas son égal, et où l'ame contracte l'habitude des plus grandes choses et des plus douces affections écrivez-moi, mon cher professeur, c'est de la vie à la mort. —

Portalis lebte lange unter dem angenommenen Namen d'Allymon ruhig in Holstein; sein Brief ist ein Beweis eines dankerfüllsten

Herzens, und zugleich der großen Hochachtung, die er dem Vereine so ausgezeichnete deutscher Gelehrten, die ihn auf Jacob's Empfehlung unter sich aufgenommen hatten, zollte.

Portalis war nicht der einzige, welchem der Dichter so ersprießliche Dienste leistete. In dem Auslande stand Jacob's Name in der höchsten Achtung, und gewährte zuweilen jenen, die sich seiner Bekanntheit zu rühmen hatten, und auf sein Wort berufen konnten, die gefälligste Aufnahme. Das erfuhr ein sehr achtbarer österreichischer Offizier; verfolgt durch Zusammenwirkung widriger Zufälle, denen er nicht auszuweichen vermochte, hatte er dem Kriegsdienste einstweilen entsagt, und nun befand er sich im Falle anderswo eine ehrenhafte Anstellung zu suchen. In dieser Lage kam er nach Freyburg, versehen mit sehr guten Zeugnissen. Der Dichter, dem er mit Vertrauen seine Verhältnisse bekannt machte, fand an ihm einen redlichen vom Schicksale hart verfolgten Mann. Bestimmte Empfehlungen an bestimmte Personen konnte er ihm nach der Schweiz, wohin er reiste, nicht geben. Dagegen aber händigte er ihm eine mit seiner Hand beschriftete offene Karte ein, auf welcher er densel-

ben im Allgemeinen seinen Freunden empfahl. Und dieses kleine Blättchen hatte die Wirkung, daß dieser talentvolle Mann bey den damaligen Kriegszeiten bald eine ausgezeichnete Anstellung erhielt, die er mit persönlicher Würde, großer Einsicht und mit Vortheil für den Staat, der ihn aufnahm, rühmlich bekleidete.

An den Schrecken und Unfällen des Krieges, der das Breisgau überzog, mußte Jacobi so gut, wie jeder Bewohner des Landes, seinen Anteil tragen. Der erste feindliche Einfall geschah im Juli 1796 unter Anführung des französischen Divisions-Generals Ferino. Dieser Feldherr war früher in österreichischen Kriegsdiensten, und selbst ehemal lange Zeit zu Greyburg in Garnison. Er kannte die Stadt und fast alle Familien persönlich, hielt gute Disciplin, und behandelte auch das Land während seiner kurzen Anwesenheit mit humaner Schonung, so viel es seine Verhältnisse gestatteten. Der Durchzug, da sich das Heer nach Oberschwaben bewegen mußte, dauerte nicht lange; nach einigen Monaten ward das Land von dem siegreichen Erzherzoge Karl von Österreich wieder erobert.

Allein im Jahre 1800 folgte ein neuer Ueber-

fall. Da der Feind vor der Stadt Freyburg von Seite der österreichischen Truppen und dem mit denselben verbundenen Landsturm Widerstand fand, die Gegner aber nach einem blutigen Gefechte durch die Engrässie des Schwarzwaldes zurücktrieb, so drangen Soldaten in die Stadt, und einige Straßen wurden geplündert. Dieses Schicksal traf auch die Straße, in welcher der friedliche Dichter wohnte. Der wilde französische Krieger sprengte überall die Thüren. Diese Gewaltthätigkeit ward auch an Jacobi's stiller Wohnung versucht. Um nun groben persönlichen Beleidigungen und vielleicht einer gänzlichen Plünderung vorzukommen, fasste der Dichter mit Entschlossenheit den Muth, hinunter zu gehen und die Thüre selbst zu öffnen. Die rasenden Soldaten stürzten nun hinein; Jacobi redete sie in ihrer Sprache an. Das erste was sie thaten, war, daß sie ihm unter dem Vorwande, sie hätten ihn bei dem Landsturm fehlend gesehen, sogleich seine silbernen Schnallen, seine Tabaksbüchse und seine goldene Uhr abnahmen, die er wegzulegen vergessen hatte. Nun stürmten sie eilends die Treppe hinauf; oben stand Jacobi's Gattin, ihren fünfjährigen Knaben auf den Arme. In der Voraussetzung,

daß man, wie sie oft gehörte, auch die wildesten dieser Nation durch bewiesene Artigkeit, Zutrauen und Freygebigkeit entwaffnen könne, reichte sie dem Anführer ein seidenes Beutelschen mit Silbermünze, so wie auch einen Bund Schlüssel zu den Hauskästen; das Geld und die Schlüssel gab er sogleich zurück, das Beutelschen steckte er aber ein. Nun glaubte man, sie würden nichts mehr fordern; allein nachdem sie in das Zimmer eingedrungen waren, forderten sie neun Louisd'or in sehr gebieterischem Tone. Jacobi hatte nicht mehr als zwey bey sich, diese reichte er gutwillig hin. Da bestanden sie aber auf der vollen Summe, und nun war der Arme gendhigt, in das obere Zimmer hinaufzugehen, wo er seine vierteljährige Besoldung, die er noch kaum vor einer Stunde erhalten, unter ein Bret versteckt hatte. Einer der Plünderer wollte ihm sogleich naheilen; allein Jacobi's Gattin stellte sich vor ihn bittend an die Thüre. Während dem er bemüht war, dieselbe aufzureißen, fiel ihm das Tuch, mit welchem sein verwundeter Arm verbunden war, ab; sie hob es sogleich auf, verband ihm sorgfältig die Wunde, und sagte mit kläglicher Stimme: „*pauvre Français!*“ das einzige, was

sie vielleicht von der französischen Sprache wußte. Der Soldat ward durch diese Gutherzigkeit gerührt; Jacobi kam indessen zurück, und händigte ihnen das Geld ein; nun aber gerieten sie in Händel, sießen die Gewehre heftig zusammen, und es schien, als wenn sie handgese mein werden wollten. Endlich zogen drey von ihnen ab, der vierte aber blieb als Sauvegarde zu ihrem Schutze, wie er sagte, zurück. Man setzte ihm Wein und Brod zur Erquickung vor, und nun ward er gesellig und gesprächig, als wenn nichts vorgesessen wäre. Was aber nach diesen unangenehmen Auftritten sehr komisch schien, und den Franzosen eigentlich charakterisiert, war, daß dieser anfangs so wilde Mensch nun als ein ächter Franzose sich entschuldigte, daß er nicht gut gekleidet, und seine Haare in Unordnung gerathen wären. Da machte Jacobi von seinem eigenen Hdpfchen das Band los, und überreichte es ihm. Er nahm es dankbar an, und steckte es ein. Endlich verstummte der Zumbult und das Schießen in der Stadt; und nun zog der Sauvegarde wieder ab. Diese tragisch-komische Scene erzählte Jacobi öfters, schrieb sie auch seinen auswärtigen Freunden, besonders seinen Geschwistern und nach Hal-

berstadt an Gleim, die hierauf dem beraubten Dichter den erlittenen Schaden gerne vergüteten.

Einige Zeit nach diesen Auftritten aber erlebte Jacobi andere Unfälle, die sein Herz mächtiger angriffen. Schlosser starb zu Frankfurt am 1. Oktober 1799. Seit dem Jahre 1793 war in des feurigen Schlossers Gemüthsstimmung eine mächtige Veränderung ausgebrochen. Denn in diesem verhängnissvollen Jahre ward der gerechte König von Frankreich Ludwig XVI. öffentlich vor den Augen eines empörten Volkes enthauptet, und büßte unschuldig mit seinem Blute aufgebürdet Verbrechen, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte. Schlosser ward von dieser Nachricht innigst erschüttert. Die Unfälle, die darauf auch in Deutschland erfolgten, neben den misslungenen Hoffnungen, welche dieser für das Beste der Welt glühende Philosoph, getäuscht durch die ersten Elemente der französischen Revolution, vielleicht geträumt hatte, dann jener große unheilbare Riß in das Band der Menschheit, der sich bald darauf zeigte, drückten seinen Geist zur tiefen Schwermuth darnieder. Bey dieser Stimmung ergoss er sein Herz in den

Büsen Jacobi's durch ein Schreiben*), und dieser suchte seinen Schmerz in einem salbungsvollen Gedichte zu besänftigen. Er legte ihm eindringende Trostgründe, hergeleitet von der Anordnung einer allwaltenden Vorsicht an das Herz. Zugleich forderte er ihn zum weisen Genusse der unschuldigen Natursfreuden auf, welche dem Unbeter Gottes auch mitten unter den Ruinen einer zertrümmerten Welt noch übrig bleiben.

Das Gewicht der Trostgründe mißkannte zwar Schlosser nicht; allein in seiner Antwort athmete noch immer eine unbesiegbare Wehmuth, und mit prophetischem Geiste sagte er vor: „Dass ein Volk, sich abmühend seine angebornen Rechte durch Gewalt geltend zu machen, nie im Stand seyn würde, die theure Errungenschaft mit Weisheit und Mäßigkeit zu gebrauchen, auch dass der Menschheit nichts bevorstühnde, als ewige Sklaverey oder eine noch mehr drückende Anarchie.“

Dieser düstere Gedanke wich selten aus Schlossers Sinn, und begleitete ihn wahr-

* Siehe Jac. Werke III. Bd. I. Abth. „Auszug aus einem Brief von Schlosser.“

scheinlich bis zu seinem frühen Ende. Was würde wohl der edle Mann gesagt haben, wenn er noch Napoleons gewaltthätige Alleinherrschaft, und endlich die schmähliche Zertrümmerung dieses schrecklichen Werkzeuges der Tyrannie durch die göttliche Vorsicht erlebt hätte, die am Ende alle Unsäße zum Besten der Menschheit wieder ausgleicht. Wie meisterhaft übrigens der Dichter die Kunst verstand, auch in verzweifelten Fällen das Herz seiner Freunde durch Erbostungen aufzurichten, hat er vorzüglich bey dem obigen Anlaß bewiesen. Auf Schlosser folgte bald der so herzlich geliebte Edle von Zink im Jahr 1802; dann sogar sein treuester, ältester und liebster Freund von Jünglingsjahren an, der Dichter Gleim am 18. Febr. 1803; es wäre schwer zu beschreiben, welche Nachwehen diese traurigen Zufälle im Gefühle des Dichters erzeugten. Auf der andern Seite hatte er wieder die Freude erlebt, daß sein vortrefflicher Bruder, der Philosoph Friedrich Jacobi, ihm wenigstens um einige Tagreisen näher gerückt war; denn nach der neuen Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften ward der berühmte Mann als deren Präsident nach München berufen; der Dichter benutzte bald darauf eine Gelegenheit, den gelieb-

ten Bruder im Jahre 1806, so wie seine Schwestern die bey ihm wohnten, in München zu besuchen.

Den erlebten Hintritt so mancher theuern Freunde ertrug Jacobi mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit; aber bald hatte er wieder eine neue Prüfung zu bestehen: denn auf diesen starb auch der geliebte alte Pfaffel im Jahre 1809. Nachdem er durch innere Trauer der Empfindung des Herzens genug gethan, sagte er öfters: „Die Ungemälichkeitesten des steigenden Alters und die Erinnerung an die abgeschiedenen Freunde erzeugten wenigstens den Vortheil, daß man sich nach und nach vom irdischen Leben ohne große Rücksehnung loswände, weil dann die äußern Erscheinungen nicht mehr so stark auf das Herz wirkten, und in dem Empfindungsvermögen endlich stoische Gleichgültigkeit zurückließen. Man fände sich nach und nach isolirt. — Um uns her sproßte ein neues Geschlecht, wiederholte er oft, dem wir eigentlich nicht mehr angehören, und das doch nicht besser wäre, als das vorhergegangene. Mit Horazens Geiste sehen wir ein *Progeniem vitiisiorum* erscheinen, deren Abgott die Fri- „volität sey u. s. f. So können wir dann dem

„Abschiede von der Erde mit Ruhe entgegen se-
 „hen, in der Hoffnung, in einer übersinnlichen
 „Welt mit unsren Geliebten wieder vereinigt zu
 „werden.“

Nach vielseitigen Kriegen und mannigfaltigem Wechsel politischer Begebenheiten gelangte das Breisgau im Jahre 1806 wieder an seine ursprünglichen Stammfürsten, nämlich die Markgrafen von Baden aus dem uralten Hause der Herzöge von Zähringen. Der Großherzog Karl Friedrich, damals der älteste, wohl auch der edelmüthigste der deutschen Fürsten, nahm auf erfolgte Besitzergreifung des Landes die Universität unter seinen besondern Schutz, ließ dann bey dem gelehrtten Institute weislich einige Formen ändern, vermehrte die durch Verluste im Elsaß sehr geschrägerten Einkünfte, dotirte, die Bibliothek mit den Büchern der aufgehobenen Klöster, beschenkte die Anstalt mit einer eigenen Druckerey und einem Naturalien-Kabinette, gab den öffentlichen Lehren viele Beweise fürstlichen Wohlwollens, und erheilte unter andern dem Dichter Jacobi den Charakter als Hofrat. Bey diesem Anlaß erhielt er zugleich vom Landesherrn folgendes Schreiben:

Mein lieber Herr Hofrath!

„ Durch die Ertheilung des Charakters als „Hofrath habe Ich Ihnen ein Merkmal der vorzüglichen Achtung geben wollen, die Ich jederzeit für einen Mann gehegt habe, der unter den berühmtesten Schriftstellern in unserer Literatur immer eine der ehrenvollsten Stellen behauptet, und durch seine Verdienste als öffentlicher Lehrer auf den Dank und die Erkenntlichkeit des Staates den gerechtesten Anspruch zu machen hat.“

„ Besonders angenehm war es Mir daher, aus Ihrem Schreiben vom 26. v. M. zu vernehmen, daß Ihnen dieser Beweis Meiner Zusneigung Vergnügen gemacht hat, und daß Ich dadurch den Mann, den ich schon lange innerlich hochschätzte, auch öffentlich, auf eine ihm angenehme Art, zu ehren Gelegenheit hatte.“

„ Es wird Mir auch in Zukunft jeder Anlaß erwünscht seyn, wo Ich die vorzügliche Achtung bestätigen kann, mit welcher Ich verharre

Des Herrn Hofraths

Wohlaffectionirter

Carlsruhe, den 17. Oct.

1807.

Carl Friedrich.

So lebte Jacobi, geehrt von seinem Fürsten und geliebt von Allen, die ihn persönlich kannten. Wer nun glauben wollte, daß er nach dem Verluste seiner innigen Freunde den Rest seines Lebens einsam und verlassen zugebracht hätte, der würde sich sehr irren. Einsam, d. h. abgeneigt, sich in großen und lärmenden Gesellschaften zu befinden, war der Dichter schon von Jugend auf. Am besten fand er sich in der Stille mit seinen Musen und seinen Büchern, und ging wenig aus. Daher nannte ihn auch der geistreiche Heinse, der Verfasser des Ardinghello, der treue Freund Gleims und der ganzen Jacobischen Familie, in seinen Briefen den Einsamen, ja sogar einmal den Stuben-Jacobi, im Gegensatz seines Bruders des Philosophen, der sich mehr in der großen Welt gefiel. Alle Gesellschaften der besten Häuser von Freyburg bemühten sich von jeher, den Dichter in ihrem Kreise zu haben. Er speisete nicht selten als Guest außer dem Hause, und es waren mehrere angesehene Familien, die ihm den Gebrauch ihrer Wagen und Pferde angeboten hatten, und ihn so oft abholen ließen, als es ihm gelegen war. Hieron machte er jedoch sparsamen Gebrauch, und sah lieber in seinem Hause

jede Woche ein- oder zweymal einen ausgewählten Zirkel von Herren und Damen vom besten Ton, die sich bey ihm versammelten, um einen angenehmen Abend in seiner geistreichen Gesellschaft zuzubringen. Die Unterhaltung bestuhnd nicht im Kartenspiel, sondern in einem sehr belebten Gespräch über interessante Gegenstände der Literatur und Kunst. Es wäre zu wünschen gewesen, ein aufmerksamer junger Zuhörer hätte die vielen wichtigen Einfälle, treffenden Urtheile und pikanten Anekdoten aufgezeichnet, an denen der Dichter nach seiner Erfahrung und vielseitigen Lebensweisheit ganz unerschöpflich war, sobald sein Geist durch äußere Anregungen sich elektrisiert befand.

Der feyerlichste Tag in Jacobis Familie war der Georgentag, an welchem sein Namensfest, nach der Sitte des Landes, feyerlich begangen ward. Jeder, der nur den edlen Dichter kannte, und mit ihm in freundhaftlichem Verhältnisse stand, machte ihm am Morgen einen Besuch. Die angesehensten Männer und Frauenzimmer brachten ihre Wünsche mündlich und schriftlich mit Gedichten, Kupferstichen, Zeichnungen, Büchern, Blumen, seltenen Gewächsen, die er sehr liebte, einige auch mit sichtlichen Gefäßen

von Krystall und Porzellan, je nachdem man glaubte, daß ein Andenken dem Dichter als Symbol des Wohlwollens werth und angenehm seyn könnte. Es war ein Wettstreit der Hochachtung, Freundschaft und Zuneigung gegen den allgemein verehrten Mann, dessen Herz diese Merkmale der Liebe und treuen Unabhängigkeit fñnigst rührten; es war ohnehin so geneigt, sich in Dankbarkeit zu ergießen. In dem beliebten Morgenblatte wurden zuweilen von seinen Freunden Beschreibungen eines solchen Hausfestes eingerrückt. Und doch gab es Leute, die in die Welt hinausschrieben, als wenn Jacobi in der Stadt misskannt, verlassen und ungefeiert sein Leben zugebracht habe. Dies beklagte unter andern ein reisendes, sonst sehr schätzbares Frauenzimmer von zarter Empfindung, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat und sonst der Welt gern alles sagte, was sie gesehen oder gesehen zu haben sich eingebildet hatte. Ich will sie aus Achtung hier nicht nennen. Bey Jacobi verlebte sie kaum einen Tag, und sagte in Beziehung auf den gern einsam lebenden Dichter wenig Günstiges von dem geselligen Leben der Stadt. Wer nun Greyburg nicht kannte, mußte auf ihre Zeugniß hin glauben, diese angenehme und gast-

freye Stadt wäre von Halbwilden bewohnt gewesen, die den Werth des trefflichen Sängers nicht zu schätzen wußten. Doch sie wurde in öffentlichen Schriften über den unfreundlichen Ausfall, wie billig, zurechtgewiesen. Dagegen aber waren andere Fremde gerechter und bescheidener. Man kann wohl behaupten, daß kein gelehrter oder auch sonst ausgezeichneter Mann nach Freyburg kam, der ihn nicht besuchte; ja diese Höflichkeit erwiesen, aus persönlicher Achtung, ihm oft Personen fürstlichen Ranges.

Kaum darf man es unter die Eigenschaften des Dichters rechnen, daß er nicht gern ausging, und sich am wenigsten zu Füße Bewegung auf dem freyen Felde und in der offenen Natur machte. Der Bau seines Körpers war von Natur schwächlich, und begünstigte seine Liebe zur Einsamkeit; so oft er auf einen großen und offenen Raum kam, von dem sich weite Aussichten hindehten, ergriff ihn ein Schwindel, alles drehte sich um ihn her; vermutlich rührte dies von einer Nervenschwäche her. Man findet in der Lebensbeschreibung des berühmten russischen Leibarztes Weikard, daß auch er dem nämlichen Uebel bei offenen Umgebungen unterworfen war; ein Zufall, den er der Schwäche seiner

Nerven zuschrieb. Wir überlassen die Sache den Physiologen zu erklären. Nur dann ergriff auf dem freyen Felde der Schwindel den Dichter nicht, wenn der Standpunkt seiner Fernsicht mit Mauern oder hohen Hecken auf einer und der andern Seite gesperrt war; da hatte er gleichsam einen Sicherheits- und Anlehnungspunkt, auf dem er nach genommener Uebersicht eines unermesslichen Raumes sogleich seine Augen wieder beschränken und aufruhen lassen konnte. Am liebsten ging er in Gärten spazieren, wo die Gänge mit Nebgeländern, Spalieren oder Pyramiden-Bäumen eingefasst waren, oder auch in Hohlwegen, die ihm zugleich einen Schutz gegen streichende Winde gewährten.

Wandelte ihn etwa die Lust an, sein Zimmer zu verlassen, um sich zu zerstreuen, dann ging er durch die Stadt in Gesellschaft seines Sohnes, mit dem er, wie er sich ausdrückte, Entdeckungsreisen machte. Dann zog ihn auch alles kindlich an, was er erblickte; ein neuer Schild an einem Hause, ein angeklecktes Gemälde, eine Inschrift konnte ihn fest halten, bis er alles genau beschaut hatte. Oft hatte sein Sohn Mühe, ihn von solchen Gegenständen wegzubringen, und es gelang selten eher, als bis seine Schaubegierde

zur Genüge befriediget war; denn alles Unge-
wöhnliche sprach die Phantasie des gutmüthigen
Dichters an, die ihm eine Menge verwandte
Ideen vorgruppirtte, oder ihm Stoff zu Fragen
gab. Zuweilen ging er bey bekannten Bürgern
in Kaufläden, ward sehr gesprächig, und that
mitunter sonderbare Fragen über gewisse Gegen-
stände des Handels und ihre Verfertigung, die
oft deutlich verröthen, daß das Reich des Dicht-
ters nicht von dieser Welt sey. Aber die an-
spruchlose Würde und der bescheidene Anstand,
mit welchem er alles sagte und that, bewirkten,
daß er überall freundliche Antworten erhielt,
wenn gleich hinternach das Sonderbare der Fra-
gen auffiel.

Geschah es zufällig, daß er einem ausländi-
schen Bilderhändler begegnete, so wenig auch
Sehenswerthes sein Kram versprechen möchte,
so konnte man doch sicher seyn, daß er eine Un-
terredung mit ihm anknüpfen würde; denn das
bunte Zeug, was zur Schau kam, belustigte ihn
ungemein; vornehmlich aber freute er sich, die
Sprache jenseits der Alpen, die er ausnehmend
liebte, mit dem Manne sprechen zu können. Sah
er eine Obstverkäuferin am Platze, die schöne
Apfels, Birnen, oder sonst etwas Auffallendes

hatte, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, so stellte er sich ohne Bedenken als Käufer dar, um seiner Gattin oder den Gespielern seines Sohnes etwas in der Tasche nach Hause mitzubringen; dabei war er besonders vergnügt. Schon die Glückseligkeit des Erwerbes durch Einkauf war bey ihm nichts Kleines; dann kam jene des Austheilens hinzu, und dabei noch der Anblick der Freude, den seine Gaben verursachten.

So wie unter den Schülern des Sokrates, eben so wurden oft unter den jüngern Freunden Jacobi's Fragen über die Geistesegenschaften ihres Meisters aufgeworfen. Ich erinnere mich wohl, daß einmal zwischen ihnen das Problem sich erhob, wie doch der einsame Dichter, schon von Jugend auf abhold der anstrengenden Bewegung und dieselbe auch noch jetzt nicht gerne zu Fuße unternehmend in Felder, in Wiesen und Waldungen, dennoch so unnachahmlich schön die mannigfaltigsten Gegenstände der freyen Natur schildern konnte. Ich weiß nicht mehr, wie die Frage aufgelöst ward; allein ich will es versuchen, dieselbe nach meiner Ansicht aufzuklären. Schon machte Moses Mendelssohn, der israelitische Weise, in seinen Briefen über die Empfindungen die treffende Bemerkung, daß, je

deutlicher die aus vielen Merkmalen zusammengesetzten Begriffe von einem Gegenstand sich entwickelten, desto mehr schwächte sich das innere Gefühl. Denn in der That, entfernten Gegenständen leistet die Einbildungskraft viele Eigenarten, die vielleicht nicht in denselben sind, die jedoch eben wegen ihrer Dunkelheit das innere Gefühl desto mehr in Anspruch nehmen. Werden aber diese Gegenstände hierauf in der Nähe untersucht, so gewinnt der prüfende Verstand, als höhere Seelenkraft, die Oberhand über das niedere Empfindungsvermögen, und lähmt der Phantasie ihre Zauberkräfte.

Dies mag nun der Grund seyn, warum Dichter meistens sich glücklicher finden, als kalt prüfende Menschen. Alles sehen jene mit andern Augen an, und — wie sich ein Engländer ausdrückte — sie bestätigen ihren innern Geist mit ihren selbst geschaffenen Bildern. So etwas widerfuhr ohne Zweifel auch unserm Jacobi. Die meisten Naturerscheinungen sah er in der Ferne oft nur flüchtig und oberflächlich; das übrige malte ihm seine Phantasie aus, jene geheime Künstlerin der inneren Welt, die er in seinem Herzen eingeschlossen mit sich trug.

Regelmäßig in den Herbstferien pflegte der

Dichter gern eine Reise auf das Land mit seiner Familie zu machen; doch mußte der Wagen, um dem Schwindel vorzubeugen, wenigstens rechts und links beschlossen seyn, wenn er auch vorn offen blieb. So lange noch Schlosser und Sink in Emmendingen lebten, ging seine periodische Wanderung zu diesen. Nach ihrem Ableben ging die Reise nach Heitersheim, einige Stunden westwärts von Freyburg, der Residenz des Reichsfürsten und Johanniter-Öbristmeisters, dem die in Deutschland wohnenden Malteser-Ordensritter untergeordnet waren. Dort wohnte damals ein Mann, dessen sehr gesättigtes Leben sich durch den stillen Umgang mit den Musen, mit den weisen Männern einer vergangenen Vorwelt, und durch den Genuss der schönen Natur und der holden Gartenkunst erheiterte. Er suchte Jacobi den Verlust seiner Freunde wo nicht zu erschöpfen — denn das war unmöglich — aber doch das von einem so empfindlichen Verlust unzertrennliche Nachgefühl zu mildern. Mit treuer Unabhängigkeit öffnete er dem alten Dichter zuvorkommend Haus und Gärten.

Die Ankunft fiel meistens in die ersten Wochen des Octobers, ein Zeitpunkt, in welchem

die Natur, begünstigt von einem milden Klima, alle ihre Erzeugnisse in großer Mannigfaltigkeit und in voller Reife zur Schau stellte. Hier mag nun auch der beste Anlaß seyn, die Lebensweise des kindlich gesinnten Dichters auf dem Lande, gesondert von allen Unterbrechungen durch Sorgen und zufällige Eindrückungen, zu beschreiben. Vor allem war man bemühet, die Zimmer, die seiner Familie zur Bewohnung angewiesen wurden, ganz nach seinem Geschmacke und seiner Gemädliakeit einzurichten, so daß er, so wenig als möglich, die Uebersezung von dem Herde seiner städtischen Haushalter bemerkten möchte; denn in der That, es kostete ihn doch einige Mühe, sich aus seinen gewohnten Umgebungen herauszufinden. Kleine Eigenheiten hatte er, denen man nachgeben, oder die man mit möglichster Schonung hintergehen mußte.

So verweilte er z. B. gern lange im Bette, und verträumte die schönsten Morgenstunden. Seinen Freunden lag aber daran, jede Minute in seinem angenehmen Umgange zu genießen. Man spielte ihm also, wenn er anders des Nachts ruhig geschlafen hatte, mit Vorwissen seiner Gattin, die gerne frühe aufstand, die kleine List, daß man die Hausuhren vorwärts oder rückwärts

richtete, je nachdem es die Absicht erforderte, ihn eher oder später zum Frühstücke, zum Mittagessen oder zum Spaziergange zu bringen. Er frühstückte gern um 9 Uhr, man richtete aber die Uhr um eine halbe Stunde früher; das bewog ihn dann früher aufzustehen, und so ward ein Theilchen der Zeit für seine Freunde gewonnen.

Seinem Zimmer gegenüber lag ein heiterer Saal mit einem offenen welschen Kamine, unter dem man an kühlen Herbstmorgen feuerte; man nannte ihn den *sacer Focus*, den heiligen Herd, um welchen die Familie versammelt ihn erwartete. Gerade über dem Gesimse dieses Kamins stand in der Mitte eine kleine Minerva, die Lanze in der Hand, rechts ein Merkur, links ein Mars, Bilder von altem Bronze, die ein Freund dem Hausherrn aus Sizilien, wo sie waren ausgegraben worden, zum Geschenk mitgebracht hatte. Vor diesem *sacer Focus*, den Penaten geweiht, ward ein Teppich ausgebreitet, und der Tisch mit dem Frühstücke hingesezkt. Dort trank der Dichter mit aller Gemälichkeit seinen Kaffee. Der Anblick der Minerva, welcher man eine kleine Libation von Milch, auf gut heidnische Weise mit einem Sprudel begleitet, in das Feuer goß, begeisterte ihn zur Freude.

Nun spannen sich literarische Unterhandlungen an. Alte und neue Bücher, Kupferstiche, Landkarten wurden aus der Bibliothek herbeigebbracht, und da ward dann mancher problematische Artikel vorgelegt und berichtiget. Während dem die Frauen arbeiteten, die Männer sprachen, war Jacobi's junger Sohn mit den Kindern des Hauses auf dem Teppiche vor dem lodernden Feuer gelagert, und so unterhielten sie sich nun auf ihre eigene Weise entweder mit Beschauung naturhistorischer Abbildungen, oder mit Spielen, oder sie brieten sich auf den heißen Kohlen Apfel und Birnen, bis endlich Lebhaftigkeit und Ungeduld das junge Volk in den Garten trieb. Nie vor elf Uhr zog sich der Dichter an; bis dahin blieb er im Schlafrocke, ein eigenes grün ledernes Käppchen auf dem Haupte, der Form nach jenem ähnlich, das man an dem alten Dichter Petrarcha in Kupferstichen zu sehen gewohnt ist. Das Anziehen war für ihn eine besondere Arbeit; es dauerte wohl eine gute Stunde, eh' er wieder außerhalb seines Zimmers erschien. Denn da mußte erst alles nach seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit und Reinlichkeit, die Schlämme mit eingeschlossen, in bestimmte Falten gelegt, alles Abgelegte versorgt, und jedem Stücke

sein Ort angewiesen werden. Dies verrichtete er alles selbst, niemand durfte ihm hülfreiche Hand leisten. Gattin und Freunde mußten ihn also antreiben; dann um zwölf Uhr ging man erst eine Stunde lang im Garten spazieren; wenn man ihn aber nicht trieb, so kam er gewiß eine halbe Stunde zu spät.

In dem Garten, der in einem gedachten Raume am Hause gelegen war, und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte, waren eigene Lieblingplätze für den Dichter zugerüstet. So fand sich auf einer Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des Felsens wurden Lorbeeräume und Myrthensträuche eingepflanzt, die ihre Neste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten da weißer und gelber Jasmin ihre wohlriechenden Düfte; die Blumen der seltensten Geranien, in den Boden eingesenkt, glühten aus dem Dunkel des Laubes; auch schlängt sich der eigentliche Kifos der Griechen, der dem Freudengeber Bacchus gewidmete Epheu, an dem weißen säulenförmigen Stamm

eines fähn gewölbten Nußbaumes hinauf. In der Nähe standen einige schlanke lombardische Pappestdäume, und an diesen zogen sich Weinreben in die Höhe, deren gelbe oder purpurne Früchte herab hingen, oder aber, wie in Italien, in Gehängen von einem Stämme zum andern geleitet, sich im Luftstrome wiegten.

Wenn Jacobi einige Gänge durch den Garten im vollen Sonnenscheine gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsenſiße seiner Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara, d. i. einen kleinen, von künstlos auf einander gelegten Felsenstücken gebildeten Altar, der unter einem wilden Delbaume, oder dem wohlriechenden orientalischen *Elocagnus* mit weißen filzigen Blättern, sich einige Schuhe über den Boden hob. Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch oder seine Schreibtafel, schaute von da aus über ein sichtbares Segment des fernen Rheines nach den Woghesischen Gebirgen, überließ sich seinen Phantasien ungestört, und las oder zeichnete etwas in seine mitgebrachten Papiere auf. Das Vergnügen, welches er an diesem Siße fand, und die Träumereien, in die er sich dort gerne einwiegte, gaben den Gliedern der Familie den Anlaß, daß sie den

Ort den Poetenwinkel nannten. Dorthin brachten ihm die Kinder in Körbchen alle Arten von Blumen, dann Pfirsiche, Feigen, Mandeln, Trauben, und was ihn von Gartenfrüchten freuen konnte. Was er nicht gleich aß, ward ihm auf sein Zimmer getragen. An diesem Orte aber gefiel er sich so wohl, daß man oft eine sanfte Gewalt anwenden mußte, um ihn aus den Höhen seiner Phantasie herabzuziehen, und zur Mittagstafel zu führen.

An der Tafel war Jacobi außerst mäßig; alles war von ihm abgewogen, doch ließ er sich unter der Lebhaftigkeit des Gespräches, gleichwohl nur selten, verleiten, einen Freudenbecher mehr zu leeren. Darin ganz ungleich seinem Freunde Gleim, den er als den undurstigsten aller Poeten bezeichnete, weil er nichts als Wasser getrunken hätte. Jacobi ließ sich aber nur dann bewegen, etwas mehr als gewöhnlich zu trinken, wenn die jungen Töchter des Hauses von der Tafel auffielen, sich an das Klavier setzten, und seine eigenen Lieder, der Freude und Geselligkeit gewidmet, absangen. Dann ward der alte Dichter neu belebt; dann flossen auch wichtige Einfälle, Anekdoten, Berichte von gemachten Erfahrungen, und eine reiche

Charakteristik von Personen, mit denen er in früheren Zeiten Umgang gehabt hatte, von seinen Lippen..

Ein Theil des Nachmittags ward in Ruhe oder mit Lektüre im Zimmer zugebracht; aber so bald die Sonne sich neigte, um bald hinter den Voghesen zu verschwinden, da ging es wieder in den Garten. Er wandelte unter den mit Obstpyramiden besetzten Baumgängen nachsinnend auf und ab, blieb oft stehen, und schaute nach der Sonne, bis sie mit dem letzten Strahle hinter dem Gebirge sank. Hierauf zog man wieder an den Theetisch vor dem lodernden Kamin; da wurden zuweilen von ihm seine neuesten Gedichte vorgelesen, und beurtheilt; die Zeit entfloß, bis die Glocke zum Nachtmahl rief. Aber diese Sitzungen am Abendmahl wurden nicht selten über die Gebühr verlängert. Oft geschah es, daß die Frauen und Kinder schon längst verschwunden waren, und daß der ländliche Nachtwächter mit heiserer Stimme — die Glocke hat zwölf geschlagen — ausrief, und noch immer saßen die Freunde unter traulichen Gesprächen am Tische. Ueberhaupt ging der Dichter gern sehr spät zu Bett, und meinte, was auch einige Physiologen geäußert haben: „Der Mensch

„lebe nur dann eigentlich, so lang' er wache.“ Gewiß sind die Nachtstunden den Musen und ihren Günstlingen hold. Sie entzünden die Phantasie, erregen bey der Stille der Nacht die Ideen und diese folgen sodann gedrängter aufeinander. Auch sollen unserm Schiller die besten Gesänge und Schauspiele bey nächtlicher Stille aus der begeisterten Seele geflossen seyn.

Wenn Jacobis Geist auf einen ihm bisher unbekannten Gegenstand stieß, so ergriff er ihn mit dem lebhaftesten Anheil; seine Phantasie ward mächtig aufgeweckt, und sogleich bot sie ihm Bilder, Ahnlichkeiten, und mythologische Erinnerungen in großer Fülle dar. Auf einem freyen Balkon des Hauses, von welchem man eine schöne Aussicht über den Garten hatte, sonst auch eingerichtet um Früchte an der Sonne zu trocken, sah Jacobi von ungefähr eine beträchtliche Anzahl schwarzer geflügelter Thiere sich auf einem Brett in abgemessenen Kreisen herumtreiben. Er berief seinen Freund, und dieser erklärte ihm: Es wären männliche Ameisen, die bekanntlich geflügelt sind, und dort vielleicht an zurückgebliebenen Süßigkeiten Nahrung suchten. Die für ihn neue auffallende Erscheinung belustigte ihn außerordentlich; er spürte bald die

Höhle in der Mauer aus, von woher die schwarzen Legionen der kleinen Ungethüme auszogen, und seither konnte er da oft eine halbe Stunde dem lebhaften Umttriebe zuschauen. Bald bot sich seinem Gedächtnisse die mythologische Geschichte der Myrmidonen dar, nach welcher eine Kolonie Ameisen auf der griechischen Insel Aegina von den Göttern in Menschen verwandelt worden, um das durch Pest verödete Eiland zu bebölkern; ihre Nachkommen zogen, so sagt die Fabel, unter Anführung des Achilles zur Belagerung von Troja. Sogleich wurden Ovids*) Verwandlungen als Urkunde dieser Metamorphose nachgeschlagen, vorgelesen, und von Jacobi erläutert; sogar mußte Homers Iliade herhey, um die Thaten der tapfern Myrmidonen und ihres unbesiegbaren Feldherrn näher kennen zu lernen. So lange Jacobi da war, wurden die kleinen Myrmidonen täglich gemustert; seine Phantasie entdeckte sogar Wettkämpfe und Wetttrennen, wie sie die Griechen um das Grab des Patroklos gehalten. Zuweilen hielt er vor dem Schlafengehen, bey Licht oder Mondsschein, noch über sie eine kurze Heerschau, und beym

*) Ovid. Metaph. L. 7. V. 622. seq.

Vorbeugehen am Zimmer seines Freundes, rief er: „Noch immer hören die Myrmidonen nicht auf, ihre Kriegsübungen zu machen.“

Nie wollte der Dichter über acht Tage auf dem Lande bleiben; da waren alle Bitten vergebens. Ein Geist der Unruhe fasste ihn, und trieb ihn wieder zu seinen stillen Penaten in die Stadt; man mußte ihn im Frieden ziehen lassen. Aber aus dem ländlichen Aufenthalte brachte er immer neu erfrischtes Leben und Phantasien mit sich nach Hause, die er zuweilen in Aufsätze ergoß*). Zuletzt entrückten auch diesem ländlichen Freunde die Umwälzungen der Zeit auf immer jenen angenehmen Aufenthalt, den Jacobi's Muse verherrlicht hatte.

Es bedurfte vieles Ueberreden, daß Jacobi noch einige Zeit vor seinem Ende sich entschloß, die Sammlung seiner Werke in einer neuen Ausgabe der literarischen Welt mitzutheilen. Dazu hatte ihn schon der ältere Stollberg in einem Schreiben aus Windeburg in Schleswig vom

*.) Siehe seinen Aufsatz über englische Gärten, Iris 1807 S. 121; sodann in dem Briefe an Pfleßel über den Poeten-Winkel, Jac. Werke IV. Bd. I. Abth.

23. Juni 1805 aufgefordert. In demselben, sagt er: „Es ist mein beständiger sehr lebhafter „Wunsch, daß von Ihnen für mich einen un- „beschreiblichen Reiz habenden Gedichten eine „Sammlung erscheinen möge. Es ist unmöglich „sie zu bekommen, und so viele Mühe ich mir „auch darum gegeben habe, so bin ich doch „überzeugt, daß mir viele Ihrer allerliebsten Lie- „der mangeln. Um Gotteswillen, daß nur keine „fremde Hand daran röhre. Dieser zarte Blü- „thenstaub erduldet keine Untastung, durch jede „gewährte Verbesserung würden sie nur verlie- „ren. Nur Sie selbst, und doch o! mit wel- „cher feuschen Vorsicht. Vor allem möchte ich „Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Be- „scheidenheit zurufen: Ne cui, quam tibi credas.“

Mit den Wünschen des edlen Stollbergs vereinigten seine Greyburger Freunde die ihrigen, und endlich entschloß sich der Dichter, denselben Folge zu leisten; so machte er sich an die Arbeit, und der erste Band erschien zu Zürich im Jahre 1807. Vor der Hand berief der Dichter einen kritischen Areopag einsichtiger Männer, unter denen auch etliche seiner gebildetesten Schüler, die einst in seinem Hörsaal saßen, sich befanden. Die Ausgabe sollte alles das umfassen,

was dieses kritische Gericht der Erhaltung würdig fände.

Mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit Jacobi diese Unternehmung leitete, davon giebt er uns selbst in seinen Vorreden Nachenschaft. Er war entschlossen, alle seine jugendlichen Arbeiten, als zu leichte Spiele seiner Muse, zu verwerfen. Allein die Glieder des Areopags seckten sich dagegen; denn sie sandten es angemessener, daß mehrere ausgewählte Lieder auch seiner Jünglingsjahre als Urkunden der Stufenweisen Bildung seines Geistes aufgehoben würden. Und so wurden dann viele, die der Sinn des Dichters schon verurtheilt hatte, gerettet. Groß und mannigfaltig waren bey dieser Sichtung die Aufopferungen, groß die Verlängnung der Selbtsiliebe; denn der Stoff, der in der ersten Ausgabe zwey Bände einnahm, ward jetzt auf einen Band zurückgebracht. Die Veränderungen, die der Dichter etwa an der poetischen Sprache, oder an der Harmonie der Verse vornahm, überließen die kritischen Freunde ganz seinem Belieben, eingedenk der Stollbergischen Mahnung.

In der That hat wohl noch nie ein Sterblicher ein strengeres Gericht über seine Geistes-

erzeugnisse gehalten. Hier mag der Ort seyn, wo über die Klassifikation seiner Gedichte am füglichsten gesprochen werden kann. Sie können bestimmt unter zwey Abtheilungen gebracht werden. Die erste begreift die Gesänge seiner Jugendjahre, die zweyte jene, da der Dichter bereits zum vollendeten Manne gereift, und sein Geist durch vielseitigen Umgang, durch Erfahrung und Lebensphilosophie und fleißiges Studium seiner Kunst geläutert war.

Ueber die erste Epoche machte man dem Dichter den Vorwurf der sogenannten Grazie des Kleinen, weil er, genährt durch den Geist des Anakreon und durch die Lesung von französischen erotischen Dichtern, sich immer unter Liebesgöttern in den Hainen von Paphos und Amathunt herumdrehte, mit Gleim, der die nämliche Manier befolgte, umging; auch weil ihn Wieland, der Geschichtsschreiber der Gracien, ganz gebildet in der griechischen Schule, früher zu jenen sanften Liedern und Dichtungen aufmunterte, die so manche unverdorbene Seelen rührten, und in dem Kreise so vieler liebenswürdigen, reingesinnten Frauenzimmer unter Gesang und Musik geseyert wurden. Daß der Geschmack des Schönen, und die Empfindung

des Sittlichen dadurch beförderdert worden, wird niemand in Abrede stellen. Daß man aber damals in Jacobi den Nachahmer der leidlichen französischen Grazie ahnen wollte, daran mag wohl Gleim selbst Schuld gewesen seyn, der in seinen erschienenen Briefen seinen jungen Freund garnst mit Gresset und Chaulieu verglich, ohne zu bedenken, daß er dessen Original-Genie dadurch eine wesentliche Beeinträchtigung zufügte.

Sey es nun, wie es wolle, in der Folge änderte sich freylich der Geschmack an Dichtungen dieser Art. Hatten doch auch die ältern beliebtesten Dichtungen gleiches Schicksal. Hier will ich nur an die von Bodmer besungene Patriarchalwelt, an Goethes Idyllenwelt, ja an das unsterbliche Epos des größten unserer Dichter, an die Messiaade Klopstocks, erinnern. — Leider wollen auch diese Meisterwerke seit ge- raumer Zeit keine Bewunderung mehr erregen; im Gegentheil, sie werden von Bielen mit Kalt- sinn bey Seite gelegt. Sind sie deswegen minder vortrefflich? — Zum Glücke hat sich wenigstens noch die Vorliebe zur griechischen Kunst in den Werken der Bildnerey erhalten, und wir betrachten noch mit Entzücken den nämlichen Amor, die nämlichen Grazien, die näm-

lichen Göttrinnen und Nymphen auf Kameen und Gefäßen, die Jacobi in seinen ältern Dichtungen so schön durch das lebendige Wort einer bezaubernden Sprache früher uns versinnlicht hatte.

Ein scharfsinniger Mann, mit dem ich einmal über die Abgunst sprach, die eine spätere Nachkommenschaft gegen die Jugendgesänge Jacobi's zeigt, gab mir noch einen andern Grund an, über den ich zu entscheiden für mich nicht wage. Er sagte: „Allerdings haben sich Zeiten und Geschmack geändert; unsere jungen Leute gefallen sich nicht mehr in den dichterischen sanften Herzengesangungen, die uns ehedem in eine idealische Welt versetzten; sie betrachten die Liebe als einen süßen und flüchtigen Wahnsinn; dessen Bilder wie leichte Nebel sich in Abgründen senken, dann aber nach dem Verschwinden eine öde Wüste und eine Welt voll Mühseligkeiten erscheinen lassen mit Kummer erweckenden Trauerbildern, bey deren Anblick der Rest unsers Lebens sich trostlos aufzehrt. Wir finden also keinen Beruf, die Sänger der Liebe, die diesen Wahns befrördern und unterhalten, zu empfehlen. Selbst dem weiblichen Geschlechte werden sie schädlich, weil dasselbe an

„ewig gepriesene und besungene Eigenschaften,
 „welche die Natur ihm nur selten verleiht und
 „schnell hinschwinden läßt, am Ende ernstlich zu
 „glauben anfängt, und sich als den Mittelpunkt
 „des irdischen Glückes ansieht; dann aber, wenn
 „der benebelnde Weihrauch versfliegt, zum Be-
 „wußtseyn seiner angeborenen Schwäche erwacht,
 „und nur mit Mühe zur Theilnahme an den
 „Drangsalen des Lebens bewogen werden kann.
 „Nur wer der Natur treu bleibt, und das un-
 „vermeidliche Los, wie es fällt, mit Stands-
 „haftigkeit aufnimmt, und sich durch keine Täus-
 „chungen bezaubern läßt, nur der kann Anspruch
 „auf Glück und innern Frieden machen. Täus-
 „chungen aber, die man so oft in den zur
 „Weichlichkeit stimmenden Dichtungen antrifft,
 „sind Lügen, die zwar gern bey östern Wiederho-
 „lungen geglaubt, am Ende aber sehr empfindlich
 „und theuer gebüxt werden müssen.“

So sprachen besonnene junge Leute. Ich
 lasse ihre kalten Vernunftschlüsse dahin gestellt
 seyn, wie auch die Beobachtungen, die sie mach-
 ten, daß die meisten ihrer jungen Lebensge-
 nossen, die, gelockt durch Zauberformen der Dic-
 ter, in ihrem süßen Wahnsinne Verbindungen
 schlossen, unglücklich geworden seyen. Aber ge-

wiß ist es auf der andern Seite, daß in den letzten Dekaden des verflossenen, und in den jüngsten des laufenden Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Welt näher auf Streite über Politik und auf Waffengetümmel gelenkt ward; es bedurfte der Weckung großer Leidenschaften zu Kämpfen, welche für Freyheit, Herd und Altar geführt wurden; die sanftesten Empfindungen mußten zurücktreten; die griechisch-idealische Welt der Dichter verschwand; man schätzte das Hochgefühl des Muthes nicht aus den Sängern der Liebe, die das Herz nur weich machten, wohl aber stählte man es an den unsterblichen Schriften des Plutarch's, des Xenophon, des Thucydides und der erhabenen griechischen Tragiker, welche die männliche Kraft zur Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung entflammten. So war der Gang des menschlichen Geistes! Daher wird man mit dem holden Frieden doch auch wohl zu sanften Gefühlen zurückkehren.

Die zweyte Epoche von Jacobi's Dichtungen berechnet sich von der Zeit, da er ungefähr 53 Jahre alt war, also vom Jahre 1775 bis an sein Lebensende. Sie faßt einen manigfaltigen Reichthum seiner Muse, und doch verwarf er auch gegen den Einspruch seiner Freunde

über fünfzig Stücke, die ein so hartes Urtheil vielleicht nicht verdient hätten. In diesen Zeitraum, besonders nach seiner Uebersiedelung in die Stadt Freyburg, fallen so viele Lieder und prosaische Aufsätze, die einen moralischen eignen Zweck haben, so viele Episteln und Gelegenheits-Gedichte überfließend von sanfter und heiterer Lebensweisheit. Sie werden die Prüfung aller Jahrhunderte bestehen, wosfern anders unsern Nachkommen Reinheit, Ungezwungenheit und Harmonie der Sprache, Hartheit der Empfindungen und Bilder, und Wahrheit in den originellen Ansichten der menschlichen Dinge noch thuerer bleib-
ben. Unter allen Dichtungsarten sind vielleicht Gelegenheitsgedichte, wenn sie nicht in das Gemeine und Alltägliche herabsinken, die schwerste Aufgabe; aber Jacobi wußte einen solchen Reiz der Neuheit durch Herbeiführung von Nebenideen und großen Gedanken hineinzulegen, daß jeder die seinigen mit Vergnügen lesen wird*).

Aber alle diese so gefeilten Arbeiten fanden doch auch Tadler: Denn gleichwie im Reiche des Geistes bey den Deutschen nichts stille stehen

*) Siehe darüber seine Erklärung in der Iris vom Jahre 1806 S. 252.

kann, sondern durch einen eigenen Gährungsprozeß der Ideen sich oft ein schmählicher Geist des Unsinns entwickelt, so entstand auch unter unsren Augen eine romantisch-mystisch-poetische Schule, die sich über alle Gesetze des Geschmacks, der Sprache und der natürlichen Ideenreihen hinwegsetzte. In ihrer Wahnbeteiligung nannte dieselbe z. B. ein schönes künstliches Gebäude durch eine ungeheure Hyperbel eine gefrorene Musik ic. Den Jüngern dieser Schule, so wie jenen, die ihnen nachbeteten, müssen wohl Jacobi's Dichtungen viel zu nüchtern erscheinen. Sie schöpfsten aus den trüben Kelgefäßen des Mittelalters ihre geweihten Salben, um damit die Phantome ihrer verrückten Einbildung zu heiligen; und so erlebten wir in den Gesängen von einem Dichter, der früher allerdings Beweise von hohen Talenten gegeben hatte, sogar zu lesen:

Wir sind die Glöcknere der romantischen Minne,
Und preisen die Himmels-Königinne.

An diese schlossen sich die Männer mit dem spanischen Sonetten-Geklingel, die Glöckchen an die verschränkten Schneiderbeine ihrer Verse hingen, und unsere Ohren damit betäubten. Von

vielen Mitgliedern dieser beyden Gilde[n] wurden Jacobi's Gesänge kalt und vornehm bespöttelt; der Mann des Friedens antwortete auf keine Beleidigung: doch einige seiner Freunde ergriffen die Feder, und wiesen die neuen Herren in die Schranken der Achtung, die man dem Genius des guten Geschmacks, den Musen und ihrem Priester, einem deutschen Klassiker schuldig ist, etwas derb zurück.

Doch ich habe ja keine Recensionen zu schreiben, sondern nur das anzuführen, was mir von der Geschichte der Jacobischen Werke wissenswürdig schien. Wenn nun auf einer Seite Romantiker und Mystiker Unfug trieben, so war auf einer andern die Erscheinung nicht minder befremdend, daß einige Protestantent strengerer Observanz Jacobi's Lieder vom Feste aller Seelen *) und auf den Aschermittwoch **) gegen das System ihres Kirchen-

*) Siehe Jac. Werke II. Bd. 2. Abth.

**) Siehe Jac. Werke III. Bd. 2. Abth. Vermuthlich stießen sich die Herren an dem Feste der römisch-katholischen Christen, das am Ende des Novembers zum Andenken der Verstorbenen durch Predigten, Gebete und fromme Wünsche gefeiert wird. Freunde besuchten und bekränzen dann mit Blumen die Grä-

glaubens anstoßend und nicht orthodox fanden, und wo nicht öffentlich, doch geheim darüber lärmten. Und doch ist auch nicht eine Spur von kirchlichen Dogmen darin, sondern nur fromme Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und Wünsche für die Ruhe derer, die die Welt verlassen haben. Wie, wie ich schon sagte, ward der alte Dichter seinem Kirchenglauben, nie seiner Moral, noch weniger seinem Geschmacke untreu. Bey diesem Anlaß kann ich einen Gedanken nicht unterdrücken, der mir schon oft vorschwebte. Wenn es in der Welt Menschen giebt, die da glauben, sie seyen in ihren Meinungen unfehlbar, so giebt es auch Andere, die ihnen widersprechen, und auf der Gegenseite behaupten, sie könnten in ihren

- ber ihrer Voreltern, Verwandten, Geschwister und Kinder; da fließt dann manche Thräne der Liebe zur Ehre des menschlichen Herzens. Warum aber die Herzen sich nicht bey Jacobi's Lied, die Auferstehung, das die nämliche Tendenz hat, und in seinen Werken Bd. II. 1. Abth. vorkommt, rührten, ist mir nicht erkennbar. — Nachrichten zufolge soll jetzt auch ein Fest zum Andenken gestorbener Krieger in Berlin jährlich gefeiert werden.

eignen Meinungen nicht irren. Was ist nun der Unterschied zwischen beyden? Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Gott allein kennt sie.

Jacobi erlebte noch eine neue Bürdherausgabe seiner Werke; aber in der Zwischenzeit auch einen Unfall, der dem frommen Greise das Herz brach. Er hatte seinen einzigen Sohn, Frik, von Kindheit an sorgfältig erzogen, und in dem Tempel der Wissenschaften zur ädten Humanität eingeweiht. Er wuchs auf zu einem Jünglinge von hervorstechenden Talenten, durch den Homer, den Virgil und die großen Muster der Vorwelt gebildet und angeleitet von dem Geiste seines Vaters. Allein bey der Aussicht auf die schubsten Hoffnungen, die eine solche Blüthe versprach, starb er nach dem siebenzehnten Jahre seines Alters im Jahre 1811, wie es scheint, an den Folgen einer Erhöhung. Die Kunst der geübtesten Aerzte, geprüfter Freunde des Hauses, vermochte ihn nicht zu retten gegen die Salüsse des unausweichlichen Schicksals, das ihn in eine bessere Welt forderte. Wer vermag den Zustand der trostlosen Eltern zu beschreiben? Die bildenden Künste, wollten sie es versuchen, den Kummer sinnlich darzustellen, müßten hier das Haupt des greisen Vaters verhüllen, wie

es jener Maler aus der griechischen Vorwelt
that, der Agamemnons Angesicht in dem Augen-
blicke verhüllt darstellte, da seine schöne Tochter
als Opfer der Diana durch den Dolch des Kal-
kas fiel.

Die Freunde des Dichters ließen es an nichts
ermangeln, um den gebeugten Geist aufzurichten.
Aber die Wunde des Herzens war zu tief. Be-
mühete er sich auch selbst, durch christliche Gelas-
senheit, Resignation und Standhaftigkeit den
Kummer zu mildern, nie kehrte doch ganz wie-
der die alte Heiterkeit in sein Herz; zuweilen
konnte er sich vergessen, aber nie ganz erholen.
Einem Freunde, der auswärts war, klagte er in
einem Schreiben sein Unglück, und sagte: „Ah,
„Sie werden mich um hundert Jahre
„älter finden!“

Doch die Vorsehung, für die es zuweilen, nach
Seneca's Neuübersetzung, ein würdiges Schauspiel
ist, einen tugendhaften Mann mit dem Unglücke
ringen zu sehen *), hatte ihm noch vor dem Ab-
schied aus diesem Leben eine zwiefache Erholung
aufgespart. Im Sommer des Jahres 1812 bes-

*) *Dignum Deo spectaculum, videre bonum virum
cum malâ fortunâ colluctantem!* Senec.

suchte ihn sein Bruder, Präsident der Akademie von München, begleitet von seinen beyden Schwägern, zu Greyburg. Diese Erscheinung gos wieder lindernden Trost in seine Brust. Ein Jahr später erlebte er noch, daß der Freyheitskrieg um die Rettung Deutschlands nach der gewonnenen Völkerschlacht bey Leipzig eine günstige Wendung bekam. Wie fröhlich empfing er diese angenehme Nachricht! denn seine reine Vaterlandsliebe hatte immer den lebhaftesten Anteil an den Ereignissen der letzten Zeiten genommen, von deren Entwicklung er die Unabhängigkeit der Deutschen oder ihre Knechtschaft erwartete. Endlich genoß er noch der Freude, daß die drei großen Monarchen, die Sieger auf den Schlachtfeldern Sachsen's, für einige Zeit am Ende des Jahres 1813 ihre Standquartiere zu Greyburg hielten, und unter diesen der König von Preußen, Neffe Königs Friedrichs II., dessen Andenken, als seines ehemaligen Landesherrn, dem Dichter so unvergeßlich war. Zwar lag er bereits niedergedrückt von der Schwäche des Alters, und jenen Krankheiten, die dessen Gefährtinnen zu seyn pflegen. Gleich einem Feuer, dem Mahnung zugeschoben wird, loderte noch einmal sein Dichtergeist auf. Durch einen schönen Gesang

feierte er die freudenvolle Gegebenheit und die Auspizien des anbrechenden neuen Jahres, an dem sich die Ritter der Welt, die zwey Cäsaren und ein mächtiger König vereinigt fanden. Dies war aber der letzte Schwanengesang des Dichters.

Unbegreiflich ist es, wie der geschwächte Dichter so nahe an den Pforten des Todes, gleich dem Orpheus, noch mit solcher Kraft und Besonderheit sein Saitenspiel ertönen zu lassen vermochte. Ich füge diesen letzten Gesang am Schlusse dieser Lebensbeschreibung bey, der damals in den Freyburger Blättern abgedruckt worden. Nicht für den Literator allein, sondern auch für den Psychologen bleibt er merkwürdig; denn er beweiset, wie kräftig der menschliche Geist siegend über körperliche Schwächen und Leiden auf den Fittigen der Phantasie noch in den letzten Augenblicken sich empor schwingen könne. Aber wo war je ein Dichter, der in einer solchen Lage, wie der sterbende Jacobi, mit einem solchen Reichtum poetischer Bilder, Wendungen und Ausdrücke, mit einer solchen Hierlichkeit, Zartheit und rhythmischer Anmuth der Sprache von der Welt Abschied nahm, und sein Volk mit einem prophetischen Geiste zu Hoffnungen jenseiter Seiten aufmunterte, die er leider selbst nicht

mehr erlebte, die aber von den drey großen Monarchen bald nach seinem Ableben zum Trost aller Nationen herbeigeführt wurden. Oder aber geschieht es zuweilen, daß fromme Dichter vor ihrem Ende noch einmal durch jene göttliche Inspiration angefeuert werden, von der ein alter römischer Sänger sagte:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo!

Das Lied gab er am Vorabend des 1. Jenners in die Druckerey ab. Als er damit fertig war, sagte er: Ich werde wohl das neue Jahr, dem ich entgegen sang, nicht mehr sehen. Seine Gattin belehrte ihn, es seye nicht so ferne, und er würde es morgen sehen. Ich hoffe doch, erwiederte er, man soll es wohl an dem Liede nicht merken, daß ich so alt bin. Das neue Jahr erlebte er noch, und zwey Tage dazu, während denen er, kämpfend gegen Schwäche und Schwindel, sich noch liebreich mit seinen Freunden unterhielt. Am 4. Jenner, gegen die Morgenröthe, erholte er sich abwechselnd, dann sank er in den Zustand der Unbewußtheit; seine Lebenskraft schwand, er näherte sich der Grenze des Landes, aus dem noch kein Sterblicher Kundschaft zurückgebracht hat.

Er starb, drey und siebenzig Jahre alt, am

4. Jenner 1814. Sein Ende war ruhig und sanft, wie sein Leben. Noch einige Minuten vor seinem Abscheiden bemühte sich ein Freund, ihm das Hauptküssen höher zu legen. Da belebten sich noch einmal seine Blicke, er warf sie auf seine Gattin, die ihren Schmerz und ihre Thränen aus Schonung für ihn vergeblich zu verbergen suchte — dann wieder auf seine umstehenden Freunde mit jenem Ausdrucke von Dank, Liebe und Freundlichkeit, der ihm so eigen war, und mit welchem er die letzten Dienstleistungen zu vergelten sich bemühte. Dann schloß er beym vbligen Bewußtseyn die Augen zum ewigen Schlaf; sein unsterblicher Geist entfloß, ohne äußere Zeichen von Angst und Bangigkeit. So ist der Tod des Gerechten!

Alles, was in der Menschenwelt einmal da war, erscheint nie wieder in vollkommener Gleichheit. Wiederholen in Bügen der Ahnlichkeit kann es sich wohl, aber nicht nach der Gleichheit; so will es das Geschick der Mannigfaltigkeit in der Natur. Auch der Mann von der grössten Ahnlichkeit des Geistes bleibt immer der Sohn seiner Zeit, vielfach von ihr gebildet durch den Einfluß und die Macht eigener Zufälle, und auf diese Weise zu seinem Denken und

Handeln bestimmt. Wenn daher der Geistesverwandte eines Dichters aus der Vorwelt viele Menschenalter später nach ihm bey einem andern Volke geboren wird, so wird er doch wieder ganz anders erscheinen, als jener war. Der philosophische Beobachter sieht in beyden das, was gemeinschaftlich, und auch was verschieden ist. Dieses treue Auffassen und Vergleichen der Eigenthümlichkeiten ganzer Zeitalter und auch einzelner Menschen gehört zu den schönsten Bemühungen und Genüssen des menschlichen Geistes, nicht nur bey Betrachtung jener gewaltthätigen Heroen, welche die Welt aus den Angeln reißen, sondern auch jener milden Gestalten, die zuweilen erscheinen, um das Menschengeschlecht mitten unter Unfällen zu trösten, zu belehren, und zum bescheidenen, dankbaren Genusse des Guten und Schönen aufzumuntern, das ihm die Vorsicht sogar auf den Trümmern eines, wo nicht ganz verschwundenen, doch traurig gestörten Glückes noch in der Welt übrig ließ.

Eine solche milde Erscheinung am Himmel der deutschen Literatur war der Dichter Jacobi. Viele haben ihn oft mit dem griechischen Dichter Anakreon von Tejos in Ionien verglichen, der 557 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung

beyläufig unter dem persischen König Cyrus lebte. Nehnlichkeit haben allerdings diese beyden Geistesverwandten, aber bey weitem keine Gleichheit. Beyde waren lyrische Seelen. Allein Anakreon, auch in seinem hohen Alter, über das er oft in seinen Liedern scherzte, hatte nur sinnlichen Genuss, Wein und Liebe und solche Zeitvertreibe im Auge, welche die Sittlichkeit verwirft, und die, gelinde gesagt, auf Rechnung seines in Wollustie versunkenen Jahrhunderts gesetzt werden müssen.

Auf der andern Seite war Jacobis der reinst Geist, an dem nie ein Fleck haftete; der seine Sittlichkeit bis in das späteste Alter im Handeln und Denken behielt, ja immer veredelte, wie wir es aus seinem noch spät gesungenen Liede über das Alter *) erkennen müssen. Beyde Dichter waren also in nichts, als in der fein gebildeten und harmonischen Sprache, in dem heitern, sanften Ergusse der Gefühle ähnlich, in welchen ihre Muse sang. Allein jeder von ihnen stimmte seine holde Lyra mit eigenthümlicher Kraft, nach verschiedenen Ansichten. Jacobis Geist war umfassender, und bemächtigte sich,

*) Jacobis Werke IV. Bd. 2. Abth.

schwebend in der Höhe dichter Menschenveredelung, eines größern Umfangs der mannigfältigsten Ideen.

Entsprungen in einem durch Moral und Religion gebildeten Volke hatte er das Eigenthümliche, daß er von seiner schönen Jugend an bis zu seinem ehrenwürdigen Greisenalter die Poesie nicht wie eine profane Kunst, sondern wie einen heiligen Beruf, wie ein aufgetragenes Werk betrieb, und seine edle Sprache nur zur Verherrlung des Schönen-Guten, das die Griechen mit Kalokagathie bezeichneten, verwendete. In seinem Innern hatte sich eine eigene Welt gebildet, und er führte in dieselbe gute Menschen, die ihn verstanden, zum Mitgenusse ein. Er war Dichter und lehrender Nationalsänger, wollte auch nichts anders seyn. Selbst das bürgerliche Amt, welches er in der zweyten Hälfte seines Lebens noch übernahm, würde er nie angenommen haben, hätte es ihm andere Pflichten aufgelegt, als die er selbst so gern als edler Menschenfreund und Verkünder schöner Lebensweisheit ausübte.

Wir haben Jacobi's eigenes Geständniß dieser Gesinnungen: „Mit Hülfe der Musen“, sagte er einmal, „schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuss, daß ich dasjenige, was sonst

„am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich fest hält. Und wie oft haben Dichter Phantasten und die zu ihnen sich gesellende, sorgenfreye Laune mir die neuesten Wege gezebnet *)? ”

Jacobi beging nie eine Verrätherey an seinem Zeitalter; man hätte mit Recht ihm dieses vorwerfen können, wenn er um des schnöden Beyfalls willen sich nach dem so oft in schlimmern wechselnden Geschmack desselben bequemt hätte. Diesem Fehler, oder vielmehr dieser epidemischen Suht, mit der so viele neuere Dichter besallen worden, wisch er sorgfältig aus; denn er meinte, das Zeitalter sollte nicht dem Dichter, sondern

*) Ueber das Glück einer reichen Phantasie, die er, in seinem Gesang: „An Heinse“, eine Gottheit nennt. S. Jacobi's Werke II. Bd. 2. Abth.

dieser vielmehr seinem Zeitalter die Stimmung geben. Also blieb er sich immer treu, von seinen frühesten Werken bis zu den spätesten; sie haben immer eine gleiche Richtung zum Schönen, zum Edeln, zum Sittlichen und zum Natürlichen.

Ein Mann, begabt mit einem solchen Gemüthe, gehörte zu dem Adel der Menschheit. Ihm ist das ehrgeizige Jagen nach Würden und Reichthum fremd; er hat nur Ein Streben, nämlich als Sänger von seinem Volke gehörte, bekannt und geliebt zu seyn.

In allen Sprachen der Völker hat man den sittlich guten Sängern das Heywort fromm zugelegt. Und diese Auszeichnung ist es, die unserm Jacobi vorzugsweise gebührt; denn er wollte nur veredelte Gefühle, heitere Liebe und mit Sittlichkeit gepaartes Wohlwollen unter den Menschenkindern verbreiten. Alles übrige, was außer diesem Kreise ihn umgab; blieb ihm fremd. Er ging durch das Leben ohne Sorge, ohne Streit, ohne Hader, und aus dem Leben mit Ruhe, mit jenen guten Hoffnungen, die die Weisen und die Frommen aller Nationen nie verlassen, hinüber in das Elysium, in dessen Gefilden sein Geist, während er noch unter uns

wandelte, oft so gerne träumend verweilte. In diesen wenigen Sügen läßt sich, wie ich glaube, das Bild des edeln Mannes im Kleinen zusammenfassen. Ihn ganz und nach Würde zu schildern, forderte den Pinsel eines Tacitus oder Plutarchs.

Nachdem Jacobi abgeschieden war, besorgte man die Anstalten für sein Leichenbegängniß, das nach der Sitte des Landes erst am dritten Tage statt haben durste. Seine sterbliche Hülle blieb indessen ausgesetzt, und ward noch von vielen, denen er so theuer war, zum letztenmal besucht. Ein Ausdruck von Freundlichkeit erhieilt sich in seinem erbläßten Angesichte; die Züge glichen denen eines ruhig Schlummernden; es war die Schönheit des Todes. Die trostlose Gattin erwies ihm den letzten Liebesdienst, legte zu seiner Rechten eine Rose, zur Linken einen Myrthenzweig, seine Schläfe wurden mit einem Lorbeerkränze umwunden. Bey allen Mitbürgern sprach sich allgemeines Bedauern aus; denn ungetheilt war das Wohlwollen gegen den Mann, der mit so viel Würde, mit so viel sittlichen und bürgerlichen Tugenden lange unter ihnen gelebt, und so große Verdienste um die Bildung der Jünglinge sich erworben hatte.

Höchst feierlich war der Leichenzug; eine Gesellschaft angesehener junger Akademiker ließen sich die letzte menschenfreundliche Dienstleistung nicht abstreiten, den Sarg ihres geliebten Lehrers wechselweis selbst auf den Schultern zu tragen. Auf dem schwarzen Gräbtuch lag ein weißes Polster, auf diesem sein berühmtes Althermittwohlslied mit dem wohlverdienten Lorbeerkrantz. Dieses Lied, von dem ich schon oben sprach, in welchem er die Hoffnung zur Ruhe in einem bessern Leben jenseits des Grabes vorgetragen hatte, ward von Ehren vorretender junger Mädchen unter Begleitung blasender Instrumente abgesungen. Gewiß hätte Jacobi nie vermutet, daß dieses schidne Lied einst sein Todten gesang seyn, und ihm die nämliche letzte Ehre widerfahren würde, wie dem alten Sänger Frauenlob *) vor 500 Jahren in Mainz geschah, der von edeln Frauen und Töchtern un-

*) Frauenlob starb im Jahre 1318. Er war Doktor der Theologie und hieß eigentlich Heinrich von Meissen. Seine Dichtungen fehern die Liebe Gottes, die Frauenliebe und die Tugenden der heil. Jungfrau; viele sind im Lehren, andere in allegorischer Mystik geschrieben. Auch hat

ter seinen eigenen Gesängen zu Grabe begleitet wurde. An der Spitze des Trauergesleits waren sämmtliche Lehrer der hohen Schule, dann folgten mehrere Herren von den Landesstellen und von dem Adel, unter Vortretung des in Freiburg studirenden jungen Fürsten von Fürstenberg, hierauf die Mitglieder des städtischen Magistrates, endlich die gesammten Akademiker und die Schüler des Gymnasiums mit einer unzählbaren Menge von Bürgern.

Der Zufall wollte es, daß der Zug vor dem Hause, in welchem Se. Majestät der König von Preußen, damals in Freiburg anwesend, wohnte, vorbeigeführt wurde; der erhabene Monarch trat an das Fenster, und war Zeuge der einem Dichter erwiesenen letzten Ehre, welcher ehedem lange Jahre in seinen Staaten gelebt hatte, und, als eifriger Bewunderer Friedrichs des Großen, dessen Heldentugenden

man noch von ihm eine Umschreibung des Salomonischen hohen Liedes. Siehe die Manessische Sammlung Thl. II. S. 213; auch Docens Miezzellen der deutschen Literatur (8. München 1809) Thl. II. S. 278.

er so oft besungen hatte *). Nicht ohne Theilnahme sah der König jener Feierlichkeit zu, mit der Freyburgs Bürger Tugend und Verdienst, in welchen Formen des Kirchenglaubens dieselben unter ihnen erscheinen mögen, auszuzeichnen gewohnt sind.

Eine schöne Standrede hielt der evangelische Stadtpfarrer und Professor Wucherer bey dem Grabe seines verblichenen akademischen Amtsge nossen. Mit rührender Beredsamkeit schilderte er die Empfindungen so vieler um die Größe des erlittenen Verlustes trauernden Freunde, und bemühte sich, ihnen Trost einzuflößen. Nicht minder schön und rührend war die Rede, welche Professor von Rotteck dem Gedächtniß des edlen Dichters im Gebäude der hohen Schule hielt.

Jacobi's Leiche ward auf dem Begräbniss platz der Universität in einem ausgemauerten Raum eingesenkt; zu seinen Füßen liegt der zwey Jahre früher ihm vorangegangene Sohn.

*) S. dessen Cantate auf den Geburtstag Fried rich des Großen, aufgeführt zu Halberstadt im Jahre 1771. Jacobi's Werke II. Band. I. Abth.

Ausdrücklich war der Wunsch des Dichters, daß man den Ort, wo sein Leib niedergelegt würde, mit einem einfachen schwarzen Kreuze bezeichnen solle. Es ward vollzogen; und so ragt denn aus dem Grabhügel des in die Ewigkeit Geschiedenen das Kreuz hervor, ein Symbol der christlichen Erlösung für Millionen Sterbliche, so wie aus den Tiefen des Oceans die Wimpel eines mit reicher Ladung versunkenen Schiffes noch empor ragen, eins, wie das andere, dem ernsten Beschauer ein Erinnerungsmal an den Untergang so mancher irdischen Herrlichkeiten.

Hoffentlich werden die Herren der strengern Observanz, die einst an der Orthodoxie seines Aschermittwochslieds zweifeln wollten, kein Vergnügen an diesem hölzernen Kreuze nehmen, seitdem wir erlebten, daß nach dem rühmlich ausgeschlagenen Freyheitskriege das eben so einfache als schmucklose eiserne Kreuz zum Zeichen christlicher Einigkeit auf die Brust der tapfern Streitgenossen gerade an dem Fleck als Siegeszeichen gehestet ward, unter welchem das Herz für Fürst und Vaterland so stolz empor schlug.

Sang doch Jacobi selbst vom Kreuz in seinem Liede: „An die Linde auf dem Kirchhofe:“

» Wohl uns! der große Lebensquell
 „ Versiegt dem Geiste nimmer;
 » Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
 „ In dieser Hoffnung Schimmer ").

Wir glauben, daß das von den Ehren jungen Mäddchen abgesungene Lied den Verehrern des Dichters nicht unangenehm seyn werde, so wie sein letztes Gedicht zur Begrüßung seiner Mitbürger bey dem neuen Jahr 1814 und der drey Monarchen in Freyburg, die sich von da aus zum Uebergange auf das feindliche Gebiet mit ihren Heeren rüsteten. Beyde mdgen daher diese Biographie, wie ein Blumengewinde, beschließen.

*) S. Jacobi's Werke II. Bd. 2. Abth.

Jacobi's Lied über den Aschermittwoch.

Abgesungen von Mädchenköten bey seinem Leichenbegängnisse.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
 Sieger jauchzen, Völker beben,
 Dün' es aus der Ferne dumpf
 In den schallenden Triumph:
 Was den Lorber trägt auf Erden,
 Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
 Das Gefundne dann verfluchen,
 Der umhergetriebne Geist
 Felsen thürmt und niederreißt!
 Was so rasilos strebt auf Erden,
 Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
 Mann und Greis und Jüngling wallen,
 Und die Mutter, die entzückt
 Ihren Säugling an sich drückt.
 Was da blüht und reift auf Erden,
 Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
 Viele Tausend; ihre Namen
 Sind erloschen, ihr Gebein
 Deckt ein zermalmter Stein.
 Was geboren ist auf Erden,
 Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
 Ohne Frey' und ohne Frieden,
 Glickt die Treue starr hinab
 In ein modervolles Grab.
 Was so mächtig liebt auf Erden,
 Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
 Füllt die Lüste banges Klagen,
 Zammert die verwässte Braut,
 Einem Schatten angetraut.
 Liebe kann nicht untergehen;
 Was verwest, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
 Abzuwischen alle Thränen;
 Was die Hand der Armut hält,
 Haß mit Wohlthun gern vergilt:
 Ewig kann's nicht untergehen,
 Was verwest, muß auferstehen.

Zene, die gen Himmel schauen,
 Ihrer höhern Ahnung trauen,
 Diesem Schattenland entfliehn,
 Vor dem Unsichtbaren knien,
 O die werden auferstehen!
 Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären;
Menschen-Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Dass der Geist verherrlicht werde.

Jacobi's letztes Gedicht,
vier Tage vor seinem Absterben.

Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut, und dann voll Majestät
Dem furchtbesreyten Schnitter untergeht,
Ihr gleich, entwich dem biedern deutschen Volke
Das alte Lorberwerthe Jahr.
Noch scheidend hob's im Siegestanze,
Zur Tilgung unsrer langen Schmach,
Empor die Ketten, die es brach,
Empor, mit Feindesschwert und Lanze,
Den kühn errungenen Adler, der, zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsre Heere blickt.

So schwand das alte Jahr, begleitet
Von Jubelschall, und sieh! ein neues schreitet
Daher im jungen Morgenglanz.
Wie grünt der frisch gepflückte Kranz,
Den mit dem Palmzweig seine Rechte hält,

Weissagend künft'ge Siegesfeier!
 Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreyer
 Der unter hartes Joch gebeugten Welt.
 Heil uns! Durch Freyburgs Thore zogen
 Die Cästern, brüderlich verbündet, ein;
 Denn ihnen soll der bald erfochtne Rhein
 Trophäen, Säulen, Ehrenbogen,
 An seinen beyden Ufern weih'n.
 Heil uns! Die Helden rasten nicht,
 Bis vor der Völker Angesicht
 Ihr Muth, was er begann, vollendet und gefrdnt,
 Bis jeder die erhabnen Manen
 Erzürnter, weggewandter Ahnen
 Den späten Enkeln ausgesdhnt.
 Dann wird auf sein Geschlecht herab,
 Wie einst, mit seligem Vertrauen,
 Der Schatten Hermanns wieder schauen,
 Der nicht das Blut der treuen Krieger gab,
 Um sich den höchsten Thron zu bauen, um allein
 Beherrscher einer Welt zu seyn.
 Auf Leichen ließ er nur sich Leichen thürmen,
 Den nie verletzten Opferhain
 Und seinen rauhen Wald vor Knechtschaft zu
 beschirmen.
 Ihr Deutschen, auf! Der Deutsche darf,
 Wenn er die letzten Legionen niederwarf,

Laut seines Hermanns Ruhm verkünden,
 Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden.
 Auch seh' ich schon die unbezwungne Schar
 Der Reussen ihren Blick mit Zuversicht erheben
 Zu jenem thatenreichen Czar *),
 Dem mehr, als Kaiserkron und Leben,
 Der Länder neue Schöpfung war.
 Und o! Das Volk der muth'gen Brennen **),
 Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich
 nennen.

Bei Habsburgs ***) Namen — doch was
 wagt ein Saitenspiel,
 Das oft schon meiner Hand entfiel,
 Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
 Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte?
 Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
 Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
 Voller Jugendkraft die Leyer schlagen,
 Wie der Cherusker Barden-Chor sie schlug,
 Und Todesfurcht mit ihr dem Feind entgegen trug!
 Dem alten Sänger sey's genug,

*) Peter der Große.

**) Preußen.

***) Der edle Rudolph von Habsburg, Stifter des österreichischen Kaiserhauses.

Wollt, unter Euern Sieges-Ehren,
Ihr, die ein zweytes Vaterland,
Durch manches süße, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leis're Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe
singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

Jacobi's Werke.

Zweyte Abtheilung.



V o r r e d e
des
ersten Bandes zweyter Abtheilung.

Der Wunsch des Horaz: Ein Alter, nicht ohne Saitenspiel, war jederzeit der meiste; und er ist, Dank sey es den Musen, erfüllt. Nicht allein hat die Liebe, mit welcher die einsichtsvolleren Kunstrichter und der achtungswertere Theil der Nation meine letzten Gesänge ankündigten und aufnahmen, mich zu neuen ermuntert; sondern man fordert auch, mit eben der Liebe, von mir eine Sammlung der ältern Werke. Seit mehreren Jahren schon fordert man diese; aber je mehr ich durch ein solches Verlangen mich geehrt fühlte, desto mehr sah ich die Schwierigkeit ein, es auf eine würdige Art zu befriedigen. Theils fürchtete ich mich vor der

Auswahl, theils vor der Verbesserung der zu sammelnden Stüke. Gar zu oft wurde ich, in Absicht der Wirkung, die ich von einem Gedicht oder einem Aufsatz erwartete, getäuscht, und so entstand nach und nach ein gewisses Misstrauen in mich selbst, worin mich die Erfahrung bestärkte, daß es vielen Schriftstellern, mit denen ich mich nicht vergleichen darf, eben so ergangen war. Zuweilen kann die größere oder geringere Mühe, die der Verfasser auf etwas gewendet hat, die mehr oder minder wohlthätige Begeisterung, worin er sah, zuweilen eine Nebenidee, eine vergnügte oder traurige Rückerinnerung, ihn für oder wider seine neueren oder älteren Arbeiten einnehmen. Hierzu kamen bey mir noch die oft von einander abweichenden Urtheile geschmackvoller Freunde, wenn sie den Werth eines Gedichts bestimmten, sogar solcher Freunde, welche die Welt als gültige Richter des Schönen anerkennt. Was die Verbesserungen betrifft, so war ich von der Nothwendigkeit derselben, zumal in meinen früheren Werken, überzeugt; aber wo blieb die Phantasie der Jugend, die sie hervorbrachte? wo das Rosenlicht, worin sich alles verklärte? und der unbefangene, sorgenlose Sinn, der mit Leichtigkeit jeden Zug hinwarf, nebst dem

Gefallen an kleinen Bildern, deren Farben sanft aufliegen, wie der Staub auf einem Schmetterlingsflügel, den die sachteste Berührung hinwegnimmt? Wie schwer ist es im Alter, die Empfindungen der blühenden Jahre wieder zu wecken, sich in die Lage zurückzusehen, in welcher man dichtete! Manches erzeugte der bloße Zufall, manches eine augenblickliche Begeisterung, die mit dem Augenblick auf immer verschwand.

Unter diesen Bedenkläkeiten entschloß ich mich, alle meine jugendlichen Arbeiten zu verwerfen; aber meine Freunde ließen es nicht zu. Sie meinten, daß die damaligen Spiele meiner Muse, wenn auch ich keinen Sinn mehr dafür hätte, dem frohen Jüngling und dem lachenden Mädchen willkommen seyn, ihrem Muthwillen vielleicht eine bessere Richtung geben, und sie an feineren Scherz gewöhnen würden. Auch meinten jene, daß es denen, die meine jetzige Muse lieben, angenehm seyn müßte, mich auf meiner schriftstellerischen Laufbahn, von der ersten Periode bis zur letzten, zu begleiten.

Ih gab ihrem Rath Gehör, wählte mit ihnen unter den bereits verurtheilten Stücken diejenigen, die uns am wenigstens unvollkommen schienen, und werde die folgenden nach den

verschiedenen Seiten ordnen, in welchen ich sie verfaßte.

Gewiß erhält meine Sammlung dadurch einiges Interesse mehr; denn weil ich von jher au allem, was ich schrieb, mit Liebe arbeitete, in alles meine eigne Weise zu sehen und zu empfinden übertrug, und auch in meinen Dichtungen nicht sowohl darauf bedacht war, etwas für andre zu verschönern, als vielmehr es so darzustellen, wie es mir selbst in der wirklichen Welt, durch meine Phantasie verschönert sich zeigte, so muß nothwendig jede fröhliche Periode meines Dichterlebens von der späteren sich merklich unterscheiden. Außer dem, was die Einbildungskraft, die Laune, die mannigfaltigen Ansichten jedes Alters, nebst den nach und nach gemachten Erfahrungen, erworbenen Kenntnissen, und dem mehr ausgebildeten Kunst-Talente, zu solcher Verschiedenheit beytragen, muß auch die Abänderung von Umgang, Verhältnissen und Geschäften, den Charakter der auf einander folgenden Werke gewissermaßen verändern. Jeder Periode werde ich sorgfältig dasjenige lassen, wodurch sie vor einer andern sich auszeichnet, ihren Ton, ihre Manier, selbst meine jedesmaligen Urtheile und Gefühle, wenn sie gleich mit den

sehigen nicht völlig übereinstimmen, kleine Schwärmereien nicht ausgenommen. Ungeachtet dessen wird der Leser durch keine Widersprüche, die ihm wehe thun, gestört werden; sondern, bey der Verschiedenheit der einzelnen Theile, im Ganzen, was das Wesentliche angeht, von meinen frühesten Werken bis zu den spätesten, überall eben dieselbe Tendenz finden.

Ich begehre von dem Dichter, wie von dem Prosaisten, daß man wisse, wer er ist, was er will. Er soll heute seyn, was er gestern war; nicht an einem Orte scherzen über das, was er an einem andern als ehrwürdig angab. Was ihm heilig ist, soll ihm heilig bleiben, immer und überall. Ich darf laut fragen: Ob ich irgendwo in meinen Schriften meinem Herzen untreu geworden bin? Ich weiß, daß ich nie meinen Glauben verläugnete; nicht einmal meinen Geschmack. Ein Schriftsteller begeht meines Erachtens eine Verrätherey an seinem Zeitalter, wenn er, um des Beyfalls willen, nach dem Geschmacke desselben sich bequemt. Das Zeitalter soll nicht ihm, sondern er diesem, so viel er es vermag, die Stimmung geben.

Nachdem ich die Leser mit dem Plane meiner ganzen Sammlung bekannt gemacht habe, muß

ich noch bey dem jetzt erscheinenden ersten Bande derselben verweilen, welcher die Versuche meines früheren Jugend enthält. Viele sind unterdrückt, in den gebliebenen ist vieles verbessert worden; jedoch können und sollen sie nichts weiter seyn, als jugendliche Arbeiten.

Eine zu große Strenge hätte ihnen mehrere Fehler, aber zugleich die Ungezwungenheit, die kein anderes Verdienst ersehen kann, daß frischere Colorit aus dem Lenze des Lebens, und mit ihm alles genommen. Darum hielt ich es für ratsamer, hier und dort etwas Unregelmäßiges, einen matteren Vers, oder wohl gar einen falschen Reim zu überschénen, als durch ungefälige Correctheit das Ganze zu verderben.

Die Stücke, welche ich jetzt ließere, wurden bey ihrer Erscheinung, von der einen auf dem Parnasse herrschenden Partey nur enthusiastisch gelobt, von der andern nur bitter getadelt, wenigstens so beurtheilt, daß der zuweilen einzestreute kalte Beyfall, indem er dem Verfasser eine sehr niedrige Stelle anwies, dem Kritiker das Ansehen der strengsten Gerechtigkeit gab. Es war nämlich die Zeit, da Kloß, im vollen Genusse seines Ruhms, als gefürchteter Aristarch auftrat, und mit keifendem Wiße, den er frey-

lich oft missbrauchte, die gefeiertesten Namen angriff. Einige junge Autoren begaben sich in seinen Schutz, übten frechen Muthwillen aus, wagten, unter seiner Flagge, wirkliche Corsaren-Ausfälle, und machten seine Partey verhaft. Meine vieljährige Verbindung mit Kloß, dessen Hausgenoß ich in Halle war, und unser Beyder Zusammenkunft mit Gleim, der sich im Bade zu Lauchstädt aufhielt, erregten den Argwohn, als wollten wir gemeinschaftlich eine eigene Schule stiften, zum Nachtheil einer andern, deren Kunstrichter-Ausspruch bis dahin fast allein gegolten hatte. Bald darauf gesellte man auch Wieland unsrer Cabale zu, obwohl er, eben so parteylos als wir, mit uns über jedes schöne Kunstwerk sich freute, ohne irgend eine Rücksicht auf die Werkstatt zu nehmen, aus welcher es hervorging. Indessen meinten die Häupter jener Schule, sie müßten, um sich vor unsrer heimlichen Cabale zu sichern, uns unschädlich machen, d. h. in der öffentlichen Meinung herabsezzen. Mehrere Jahre hindurch war der Name eines von uns dreyen genug, um die Schrift, auf welcher er stand, dem Verdammungsurtheil preis zu geben, ehe sie noch gelesen war.

Ich erzähle dieses, weil es zum Verständnisse
I. 6*

verschiedener Stellen in meinen Schriften nthig ist, und weil ich es ohne den mindesten nachgebliebenen Gross erzählen kann. Vielmehr danke ich dem Schicksal, daß es gleich bey meinen ersten Dichter-Versuchen mir nicht bloß vergönnte, unter den Augen zweyer kritischen Freunde, wie Gleim und Wieland, zu arbeiten, sondern auch Gegner aufstehen ließ, die mit der Begeierde, Fehler darin aufzuspüren, jene Versuche lasen, und deren Tadel, so feindselig und ungerichtet er mehrentheils war, dennoch manche Wahrheit enthielt, die mich vor Abwegen warnte.

Die beyden Hauptvorwürfe, die sie meiner Poesie und meiner Prose machten, waren: Nachahmung der Franzosen, und — wie Bodmer es nachher nannte — die Grazie des Kleinen.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so hatte Gleim, durch sein wohlgemeintes Lob, denselben veranlaßt, weil er mich bey jeder Gelegenheit, bald mit diesem, bald mit jenem französischen Dichter verglich. Chaulieu, Gresset und andre gehörten unter seine Lieblinge; darum nannt' er mich nach ihnen; und dann war seine Meinung, daß wir bisher gewisse Gattungen von Gedichten, in denen die Franzosen sich ausgezeichnet, vernachlässigt hätten. Und wär' es

denn einem deutschen Schriftsteller mehr zu ver-
argen, wenn er etwas von dem gesellschaftlichen
Ton, von dem feinen Scherze der Nachbarn sich
eigen mache, als man es den Admern verdenkt,
daß sie das attische Salz in ihre Schriften über-
trugen, und einen Xenophon, einen Menander
nachahmten? - Läßt sich dieses nicht mit unserm
Geiste, mit unsrer Sprache vereinigen? Hört man
deswegen auf, ein Deutscher zu seyn? Der acht-
deutsche Hagedorn, wie vieles verdankt er
den Franzosen! Ich habe sie weniger nachge-
ahmt, als er; habe, wie es jeder Deutsche soll,
von Kind auf die Dichter meiner Nation gelesen,
als Jüngling sie studirt, und nach ihnen mich
gebildet. Wie sehr sich in meinen Gedichten der
vaterländische Genius verräth, dieses kann wohl
niemand glaubhafter bezeugen, als der französi-
sche Ueberseher einiger wenigen Stücke von mir,
der eben wegen der Schwierigkeit, mehreren —
wenn ich mich so ausdrücken darf — ihre Deutsch-
heit zu benehmen, sich auf diese wenigen eins-
chränken mußte *).

*) Traductions de diverses oeuvres composées en
allemand en vers et en prose, par Mr. Iacobi,
Chanoine d'Halberstadt. Paris MDCCCLXXI.

Gegründeter war das, was man mir wegen der Spiele mit Liebesgötttern und Grazien, wegen der kleinen Manier in der Behandlung gewisser Gegenstände, wegen einer gesuchten Hierlichkeit im Ausdruck u. s. w. vorwarf; obwohl man auch hierin zu weit ging. Man vergaß die unzählige Menge von Liebesgötttern auf den Gefäßen, geschnittenen Steinen und andern Kunstwerken der Griechen; die mancherley Spiele dieser Almorettten; die kleinen Bachanale und mehrere Vorstellungen dieser Art, im Zeitalter des Sokrates geliebt und bewundert. Man vergaß die Lieder Anakreons, welcher in Athen der Weise hieß; den Sperling Katulls, und ähnliche Dän-deleyen. — Doch man hatte Recht. Zu lange fuhr ich in diesem Tone fort; es war Zeit abzubrechen. Die wenigsten Gedichte von dieser Gattung habe ich beybehalten; nur diejenigen, denen meine Freunde vorzüglich das Wort redeten. Auch unter den erhaltenen sind viele abgekürzt worden.

Wie Vieles ich unterdrückte, läßt sich daraus abnehmen, daß ich zwey Bände der ersten Ausgabe jetzt in Einen mäßigen Band zusammenbrachte; und ob ich die Feile ruhen ließ, hierüber mögen, wenn sie es der Mühe werth ach-

ten das Neue mit dem Alten zu vergleichen,
die Kunstrichter urtheilen.

Da seit meiner ersten poetischen Epistel an
Gleim volle vierzig Jahre verflossen sind, so
bedarf es mancher Einleitung und Anmerkung,
damit ich die jetzigen Leser in das Vergangene
zurückführe.

Uebrigens werde ich mit der Gewissenhaftig-
keit, womit ich diesen ersten Band herausgabe,
fortfahren; werde prüfen, ausmerzen, ändern,
und nie dabei vergessen, daß es nur Einen gu-
ten Geist für alle Seiten giebt, und daß der
Schriftsteller, der einen höhern Beruf fühlt,
lieber seiner eignen Zeit, als jenem guten Geiste
mißfallen will.

Greyburg im Breisgau, im Februar 1807.

Der Verfasser.

An Gleim.

Du winfest mir vom Helikon,
Von jenen schattenreichen Höhen,
Die deinen Freund Anakreon,
Und dich im ew'gen Lorber sehn?
Du willst, ich soll auf Wegen gehen,
Noch deutschen Sängern nicht bekannt,
Die ungesucht Chapelle fand?
In seinen Hain soll ich mich wagen?
Wo Liebesgötter schalkhaft ihn
Umhüpfen, sich einander jagen,
Ihm mit possierlichem Gemühn
Erfrischend Eis zum Weine tragen,
Und selbst von seinem Weine glühn;
Wo Lauben, welche nie verblühn,
Ein ihm getreues Chor empfingen;
Wo den vertrauten Bahaumont,
Wo ihren Liebling Pavillon,

Die Scherze Hand in Hand umringen,
 Und bey der Huldgöttin Bouillon
 La Fare noch und Chaulieu singen?
 O heil'ger, schauervoller Hain,
 Verehrungswerte, große Namen!
 Ich, Freund, ich soll ihr Schüler seyn?
 Umsonst wünsch' ich, sie nachzuahmen,
 Sie, die von Vorurtheilen frey,
 Der einzigen Natur getreu,
 Zu Lust und Liedern sich verbanden,
 Im Epikur den Weisen fanden,
 Und, geizig auf die schnelle Zeit,
 Im Tempel halbe Tage zechten,
 Und lachend, ohne Bitterkeit,
 Sich an dem Schwarm der Thoren rächtet;
 Die, durch Geschäfte nie gestört,
 In ihrer frohen Muße blieben,
 Mehr liebenswürdig, als gelehrt,
 Für Mäddhen nur und Freunde schrieben;
 Und, wenn sie gleich nicht Wochen lang
 Bey dem, was ihre Muse sang,
 Von künst'gem Ruhme voll, verweilten,
 Und jedes Liedchen mühsam feilten,
 Doch in der Dichter erstem Rang,
 Bey schimmernder Pokale Klang,
 Der Ewigkeit entgegen eilten.

Freund, ihrer Lieder Harmonie
 Soll immer meinen Geist entzücken,
 In trüben Tagen mich beglücken,
 Mich Weisheit lehren sollen sie.
 Wenn Gresset, statt der Lorbeerblätter,
 Mit Rosen seine Schläfe zierte *),
 Im Wagen kleiner Liebesgäbler
 Die Tugend uns entgegen führt **),
 Und fern von weiten Marmorgängen,
 Wo Schmeichler sich mit Thoren drängen,
 Den Ton der Hoheit ***), den Palast,
 Und schwere goldne Ketten hast:
 Dann folg' ich unter seine Linden
 Dem Sänger, dort das Glück zu finden,
 Das auf dem sichern Rasen thront,
 Selbst herrscht; und keinem Fürsten frohnt.

Allein, o Freund! ihm nachzusingen,
 Tief in das Heilighum zu dringen,
 Wo Priester mit geweihter Hand
 Den Grazien ihr Opfer bringen,

*) — les roses sont ses lauriers.

**) — la vertu dans le char des amours.

***) Loin — — des hauts tons de la grandeur.

Dies hat kein Gott mir zuerkannt!
Ich will, von dir allein genannt,
Im Thal des Helikons mich freuen,
Und da geheimen Weihrauch streuen,
Und da der Freundschaft Glück erhöhn.
O! schöner ist kein Glück auf Erden,
Als das, von Gleim geliebt zu werden:
Der Nachruhm selbst ist nicht so schön!

Gleim an Jacobi.

In meinem kleinen Sans Souci,
 O liebster Freund, besuche mich!
 In seinem großen Sans Souci
 Ist unser Cäsar Friederich,
 Mit seiner reichen Politik,
 Mit seiner lieblichen Musik,
 Mit seiner gründlichen Kritik
 Und Taktik und Metaphysik,
 So glücklich lange nicht, als ich
 Mit meiner armen Poesie
 In meinem kleinen Sans Souci.

Klein ist es, grösster könnt' es sehn.
 Auch meine Kämmerchen sind klein;
 Zwey Musen, Amor, ich und Du,
 Mehr, wahrlich! gehen nicht hinein;
 Doch, sehn wir uns darin allein,
 So schließen wir die Thüren zu,
 Und lassen keinen mehr hinein!

Wozu sollt' es denn gr̄̄ßer seyn?
 Das große Sans Seuci ḡn̄n' ich
 Von Herzen meinem Friederich.
 Ihm folgen allenthalben Haufen
 Von königlichen Sorgen nah;
 Ins Kabinet, ins Schlafgemach
 Wird nachgeritten, nachgelaufen;
 Geruhig unter seinem Dach
 Läßt Eichel *) ihn nicht Einen Tag;
 Courieren kommen angeflogen,
 Er liest, ein großes Wetter dräut,
 Beweise geben zwanzig Bogen
 Voll schändlicher Treulosigkeit.

Verbunden wider einen Weisen .
 Sieht er um sich die ganze Welt;
 Er sinnt, beschließet, ist ein Held;
 Die Götter und die Menschen preisen
 Den Philosophen und den Held,
 Und wer ihn stürzen wollte, fällt.

Allein, was hat er von der Ehre,
 Daß er ein Fels im Meere war?
 Daß er die rasende Megäre

*) Geheimer Kabinetsrath des Königs.

Zurück in ihre Höölle zwang,
 Und sie mit Ketten feste band,
 Und sein geliebtes Vaterland
 Errettete vom Untergang?
 Was hat der Held von dieser Ehre,
 Von dieser täglichen Gefahr?
 Im fünften und im sechsten Jahr
 Von diesen zwanzig großen Siegen?

O, liebster Freund! ich schwör' es Dir:
 Bist Du mit Deiner Muse hier
 In meinem Sans Souci bey mir;
 Von meinem täglichen Vergnügen
 Geb' ich ihm keinen Tag dafür!

A n t w o r t.

Ja, Freund! in Deinem Sans Souci,
 Wo, bey der Musen Harmonie,
 Die finstere Philosophie,
 An Lied und Scherz und Kuß gewöhnet,
 Mit Huldgöttinnen sich versöhnet,
 Wo neben Dir Dein Amor sitzt,
 Und spielend einen Plato schnizt *),
 Da lassen Dich erhabne Freuden
 Kein fürstlich Sans Souci beneiden;
 Da ruft den ungetäuschten Blick
 Von der Paläste stolzen Mauern
 Die Weisheit freundshaftlich zurück,
 Und lehrt Dich, Könige bedauern.
 Sie scherzen nicht mit uns im Hain,
 Sie ladet nicht der Nassen ein;

*) Auf einer Gemme in Lipperts Antikothek ist es der Kopf des Sokrates; allein Plato war gewiß der Lieblingsphilosoph der Liebesgötter.

Raum sehen sie das Weilhen blühen,
 Die Sonne hinter Bergen glühen,
 Den Hügel, den Aurora malt,
 Und wie der Mond auf Teiche straßt.
 Kein Vogel singt für sie Gesänge;
 Die kleine Philomele schweigt,
 Wenn sich in rauschendem Gepränge
 Der Herr von ihren Wäldern zeigt.
 Mit unterbrochnen Tönen steigt
 Die Erde, wo der Frohsinn weicht,
 Und bang, mit leisem Murmeln schleicht
 Der ungegrüßte Tod vorüber.
 Der Echo sagt erschrocken nach,
 Was ein Monarch im Purpur sprach,
 Und hört des Hirten Stimme lieber.

Uns, bester Gleim, uns liebt das Thal;
 Dort, wo wir seine Rosen pflücken,
 Und den gefüllten Becher schmücken,
 Verachten wir Lucullus Mahl.
 Es trank aus goldenem Pokale
 Nur selten die Zufriedenheit;
 Nur selten wohnt im Marmorsaale
 Das Glück der wahren Zärtlichkeit.
 Ihr Fürsten! sah man, unter Küszen,
 Von euern Wangen Thränen fließen?

Für uns als Götter aufgestellt,
 Vom Diadem das Haupt umwunden,
 Was hilft euch eine ganze Welt,
 In der ihr keinen Freund gesunden?

Nur dann, wenn am verlaßnen Herd
 Die Unschuld ihre Hände ringet,
 Bis zum Palast die Stimme dringet,
 Euch Väter nennt und Schutz begehrt:
 Dann seyd ihr uns des Neides werth.
 Doch nein! von unzählbaren Schäzen
 Den Raub der Bosheit zu ersezzen,
 Ist das ein himmlisches Ergözen,
 Ist das der Tugend höchster Ruhm?
 Was wir, o Freund! der Armut geben
 Von unserm kleinen Eigenthum,
 Muß über Fürsten uns erheben!

Wenn einst die goldnen Wände bebten,
 Der Styx in banger Nähe schrekt,
 Und diece Nacht den Thron bedeckt:
 Dann sieht, in wilden Phantasien,
 Auf seinem Lager noch der Held
 Ein grauses, leichenvolles Feld; |
 Sieht überwundne Feinde knien,

Und Angstgeshrey, das Gnade! ruft,
Erdbnet laut um seine Gruft.

Und wir? Bekränzt kommt er hernieder
Von Grazien, der letzte Tag;
Umarmet singen wir ihm Lieder,
Ein zärtlich Mädchen singt sie nach.

An Gleim.

Im December.

Freund, der Du am Kamine,
 Zu Dir, mit Chloens Miene,
 Im leichten Hermeline
 Die Weisheit kommen siehst;
 Und um Dich her durch Lieder
 Für sie des Amors Brüder
 Zu kleinen Weisen ziehst!
 Bestrafse doch die Thoren,
 Die, nicht für sie geboren,
 Die sanfte Huldgöttin,
 Im schulgelehrten Tone,
 Zur mürrischen Matrone,
 Zur strengen Richterin
 Unschuld'ger Freude machen;
 Doch nein! sie nur belachen,
 Und singen wollen wir.

O Freund! es sagten mir
 Die mit den Charitinnen
 Vertrauten Pierinnen,
 Was wahre Weisheit sey,
 Von trockner Schulgesche
 Verworrenem Geschwâze,
 Von leeren Formeln frey.
 Sie gleichet Deiner Leyer,
 Ist lauter Harmonie,
 Glüht oft von edelm Feuer,
 Oft aber scherzet sie.
 Sie weiss in kleinen Bildern
 Uns lächelnd das zu schildern,
 Was hundert Thoren quält;
 Sie lehrt uns, wenn wir klagten,
 Daß selbst den trüben Tagen
 Nicht alle Freude fehlt.

Soll ich Dir wieder sagen,
 Wie auf dem alten Wagen
 Von Stürmen hergetragen,
 Sie mir den Winter zeigt?
 An seinen Stab gebeugt,
 Lappländisch wild behangen
 Mit Häuten mancher Art,
 Steht er; um seine Wangen

Starrt ein gefrorner Bart.
 Wie schenflich! dennoch hüpfen
 Die Scherze ganz vertraut
 Um ihn herum, und schlüpfen
 In eine Bärenhaut.
 Da liegen sie, und schielen,
 Wenn Hirt und Schäferin
 Am Herde traulich spielen,
 Muthwillig lächelnd hin;
 Gesanimelt werden Pfänder;
 Das flatternde Gewand
 Der Mädchen, Haar und Bänder
 Verrathen bald die Hand
 Der allzu dreisten Knaben,
 Die nicht ein jedes Pfand
 Um Einen Kuß nur gaben.

Schon sind die Felder weiß,
 Und ein Palast von Eis
 Beherbergt die Naiaden;
 Sie frosten sich, und laden,
 Um dennoch froh zu seyn,
 Zu bunten Maskeraden
 Den alten Flussgott ein.
 Des Faunus Kinder schleichen
 Vergebens durch den Wald,

Dort sind die festen Eichen
 Der Dryas Aufenthalt!
 Die losen Spdter machen
 Ein Mädchen sich von Schnee,
 Umtanzen es, und lachen,
 Und schreyen: Ewo!
 Die älteren Satyren
 Sicht der gefrorne Rhein
 Den wohlverwahrten Wein
 In ihre Höhle führen.
 Da jauchzet Vater Pan;
 Da trocken sie den Winden;
 Bey vollen Beichern zünden
 Sie leerè Fässer an;
 Indes auf goldnem Schlitten
 Der Psyche kleiner Mann,
 Mit Pelzen angethan,
 Voll Schalkheit zu den Hütten
 Verlaßner Nymphchen eilt,
 Wo, wenn der Nordwind heult,
 Und sie den Amor bitten,
 Er gern in langer Nacht
 Ihr ödes Haus bewacht.

Sieh' doch, in holder Tracht,
 Vom Winter angelacht,

Der Cypris Kammermädchen!
In ihrem Hain gesidet,
Besuchen sie das Städtchen,
Wo Gleim die Liebe lehrt,
Und oft den jungen Schönern,
Die Amor zu ihm winkt,
In seelenvollen Ecken
Von seinem Freunde singt.

An Ebendenselben.

Freund, den mit jungem Nebenlaube
 Die schbnste Månas einst geshmückt,
 Dem noch ein Amor selbst die Traube
 In den bekränzten Becher drückt;
 Den Lust und Lenz in Haine rief,
 Dem überall Dryaden lachten,
 Dem sie ein Blumenlager machten
 An Quellen, wo er sorglos schlief;
 Du willst, entfernt von unsern Ehren,
 Kein sprddes Måddhen mehr bekehren
 Und deine Lieder singen horen?
 Getilgt ist jeder Freude Spur;
 Die Aue dorrt, es stirbt die Flur,
 Wo Bosheit gift'gen Samen streut?
 Mit dem Verrathe geht der Neid;
 Ihm schweigt der West an stummen Bächen;
 Das Blumenbeet zertritt sein Fuß,
 Und Gaitenklang, und reinen Kuß
 Der Freundschaft macht er zum Verbrechen?
 Mehr, als die Wüste, schauerlich
 Sind dir, o Gleim! die Lustgefilde
 Der Jugend? Fern in seine wilde

Verborgne Höhle ruft zu sich
 Der finstre Menschenhasser dich? —
 O folge nie! denn Tugend wohnt,
 Gesehen noch und ungesehen,
 In Thälern und auf Alpenhöhen;
 Oft hat das frömmste Werk den Mond
 Zum Zeugen nur, und Liebe lohnt
 Der Treue noch mit Seligkeiten
 Aus längst verschwundnen goldnen Zeiten.
 Wen lockte sonst der Wiese Grün?
 Wem sollten jene Veilchen blühn?
 Dem Frevel nur? Ihm tönten wieder
 Aus blauer Luft die Lerchenlieder;
 Und jenes Nachtigallenchor
 Erfüllte des Verbrechers Ohr?
 O nein! geflochten von dem Lenze
 Sind diese tausendsachen Kränze
 Für schwarze Höllenthaten nicht.
 Da, wo die Weisheit Rosen flieht,
 Will Zephyr gern das Thal erfrischen,
 Da bildet, in vertrauten Büschen,
 Die stille Grotte sich für sie;
 Da lehrt der Wdgel Harmonie
 Den frommen Dichter, sich erfreuen,
 Der Bosheit lachen, und verzeihen.
 Hier, o mein Bester! wo, bedeckt

Mit Moos, die Hütte sich versteckt,
 Hier tanzet, bey des Landmanns Festen,
 Mit Daphnis und mit Galathée
 Die Redlichkeit auf jungem Klee;
 Und dort, in schimmernden Palästen,
 Gauß oft die Großmuth ihren Sitz;
 Herab vom Throne fährt der Blick
 Auf das empörte Laster nieder,
 Und Fürsten rächen ihre Brüder.

O mein Geliebter! unsren Hain
 Mag böse Schmähsucht überfallen;
 Wenn nur den Göttern wir gefallen,
 So lasz uns unerschrocken seyn;
 Zwey Freunde stehen an Altären,
 Wo sie den Eid der Treue schwören,
 Dir, Tugend! und, o Weisheit, dir!
 Hört uns, ihr späten Enkel ihr!
 Entweiht man unsers Grabes Nacht,
 Will man zu Thoren uns erniedern,
 So müsse giftigem Verdacht
 Ein sanfter Menschenfreund erwiedern:
 Ihr Lied war Freude, war Natur,
 Und Unschuld war ihr Leben nur!

Lalage an Gliphästion *), über seinen jüngern Freund Jacobi.

Berlin, 1768.

Wann seh' auch ich mit forschbegier'gen Blicken
 Den jungen wunderbaren Mann,
 Der Lieder singt, den Musen zum Entzücken;
 Der dich bezaubern kann?

So ganz bezaubern, daß du von Vergnügen
 Herausheit bist, und mich jüngst hin
 Vergessen hast, und lange mir geschwiegen,
 Mir, deiner Schäferin!

Die Suada muß ihn auferzogen haben;
 Ach! reden muß er, wie Merkur,
 Der ehedem, gleich einem Schäferknaben,
 Von dem Olympus fuhr,

*) oder: Die Karschinn an Gleim.

Und vor dem immer wachenden Gemerket
Der armen Inachide, süß
Und kläglich schön, und stark, und immer stärker
Die Füchte tönen ließ,

Und nach dem Spiel ihn mit Geschwänz ergökte,
Das lieblich von den Lippen floß,
Bis im Entzückungsschlummer sich das letzte
Der hundert Augen schloß !

An die Karlschinn *).

Mich sehen willst Du, Lage,
 Des Phöbus hoch begeisteret!
 Mich kleinen Sänger kleiner Lieder?
 Weil Dein Gliphästion mich liebt
 Und, als den jüngsten seiner Brüder,
 Zum Preise für die kleinen Lieder
 Mir unverdiente Kränze giebt?
 Ach! zu bezauberndem Gesang
 Ist Feuer nicht in meinem Busen;
 Nur die gefälligste der Musen
 Hört dieser Födte leichten Klang,
 Der nie zu Götterohren drang.
 Wenn Könige die Welt bekriegen,
 Dann forsch' ich nicht nach ihren Siegen;
 Dann, ungesidet in meiner Ruh,

*) Die Dichterin pflegte sich in ihren Liedern, besonders in den scherhaftesten, Lage, in den Oden aber Sappho zu nennen.

Seh' ich den holden Knaben zu,
 Die, ohne Länder zu verwüsten,
 Sich mit dem Silerbogen rüsten,
 Und ihnen stimm' ich Lieder an.
 Hier zeichnen sie; die schlauen Götter,
 Auf Rosen- und auf Myrthenblätter
 Zu ihren Schlächten sich den Plan;
 Dort hör' ich aus verschwiegnen Büschen
 Die unsichtbaren Pfeile zischen:
 Getroffen sinkt die Schäferin
 Auf den beblümten Nasen hin.
 Die Suada, die das Ungeheuer
 Mit Recht und Menschlichkeit versöhnt,
 Die, süß wie Deine goldne Leyen,
 Von angenehmen Lippen tönt,
 O hätt' ein Gott sie mir verliehen!
 Dann lebten, weit um mich herum,
 Nur Bürger aus Elysium,
 Und jede Bosheit müste fliehen.
 Ein überredender Merkur,
 Wollt' ich die sanf're Weisheit lehren,
 Gezeugt im Schooße der Natur,
 Gebildet in der Freundschaft Ehren?
 Mir aber gab der Himmel nur
 Ein Herz voll zärtlicher Gefühle,
 Dem auch die allerkleinsten Spiele

Der jungen Freunde heilig sind,
 Das nie Gesang und Jubel höret,
 Der Tugend leisre Stimme höret,
 Und gute Seelen leicht gewinnt.
 Nur sie kann dieses Herz beglücken:
 Dein Schäfer widerstand ihm nicht;
 Er kennt im Freundes-Angesicht
 Die reine Wonne, das Entzücken,
 Das, ohne Wort, aus treuen Blicken
 Oft mächtiger als ein Gedicht,
 Und süßer als die Suada, spricht.

Dich, Lalage, Dich sah' ich schon
 Im Tempel, den Giphästion
 Der Tugend und den Musen weihte;
 Wo, voller Ehrfurcht, diese Hand,
 Die nie den Thoren Weisheit streute,
 Mit Lorbern den Altar umwand.
 Als ich bewundernd vor Dir stand,
 Da blicktest Du auf mich hernieder;
 Dein Blick war Feuer, Dein Gewand
 War ganz Natur, wie Deine Lieder.
 Ich sah' in Dir die Sängerin,
 Die, wenn sie über Saaten hin
 Die schwarze Wetterwolke breitet,
 Den Donner mit Gesang begleitet;

Ich sah die frohe Lage,
 Die unter Rosen lächelte;
 Und nun, mit aufgeldsten Haaren,
 Im Auge tödtende Gefahren,
 Ein Weib; ihr Busen war durchwühlt
 Von Flammen, die kein Zephyr kühlst,
 Und die nur eine Sappho fühlt!

So zeigte Dich dein Bildniß mir:
 Vielleicht, wenn sich das Jahr verjünget,
 Und mit Dir Philomele singet,
 Seh' ich die Freundin auch in Dir.

An den Geheimenrath Kloß,
 als er eine Geschichte des Cupido in einer seiner Schriften entworfen, und eine Geschichte der Hölle angekündigt hatte.

Dort, wo der May hernieder blickt,
 In jenem Thale, das entzückt,
 Sich mit den ersten Blumen schmückt,
 Sah' ich ein Chor von Liebesgöttern
 Vertieft in den Geschichten blättern,
 Die eine Muse Dir erzählt:
 Wie Grazien den Amor wiegten,
 Und ihn durch manches Spiel vergnügten;
 Wie er mit Psychen sich vermahlt;
 Wie seine goldenen Waffen kriegten
 Und über alle Götter siegten;
 Wie, bey der Leyre Harmonie,
 Den stärksten Löwen er bezwungen,
 Und dann die Keule sich errungen,
 Die bis zum Tartarus gedrungen,
 Dies, Freund! dies alles lasen sie.
 Da sprach ein Amor zu dem andern:

Uns will, der dieses schrieb, entfliehn;
 Des Pluto Reich will er durchwandern;
 Allein wir selbst begleiten ihn.
 Ixions Rad muß er nicht hören,
 Ihn darf der Herberus nicht stören,
 Ihm rauschet nicht der Höllenfluß;
 Nicht sehen wird ihn Tantalus,
 Und nicht der müde Sisyphus.
 Nur auf besonnten stillen Höhen,
 Soll er mit Liebesgöttern gehen.
 Im blühenden Elysium
 Versammeln wir um ihn herum
 Corinnen, Lesbien, Helenen,
 Mit allen einst gepriesnen Schönern.
 Umarmen soll ihn einst Tibull;
 Ein neues Lied singt ihm Catull,
 Der dort in seines Mädhens Hand
 Den muntern Sperling wieder sand.
 Es sollen artige Satyren
 Den besten Wein zur Hölle führen,
 Und da, wo sonst kein Becher winkt,
 Wo man nur Letheens Wasser trinkt,
 Soll er, wir wollen ihn belauschen,
 Sich mit Anafreon berauschen.

An Madame Hensel *).

Die Muse, die zu blut'gen Leichen
 Den Geist des Sophokles geführt;
 Um ihre Stirn das Laub von Eichen,
 Von Cedern, die der Blitz gerühr't;
 Sie zeigte Dir den nahen Ruhm
 Mit ewig dauerhaften Kränzen;
 Du gingst, in Deinen ersten Lenzen,
 Mit ihr vertraut ins Heilighum:
 Da wälzten Donnerwolken sich;
 Du sahst den Dolch, der Bosheit Räther,
 Du sahst den giftgefüllten Becher,
 Und Ketten rasselten um Dich;
 Du sahst die bebende Natur,
 Voll Laster und voll Ungeheuer:
 Mit nie gefühltem Schauder fuhr
 In Dich ein allgewaltig Feuer,
 Das, von dem Himmel angefacht,

*) In der Folge, Madame Seiler. Eine Schauspielerin, die wir Deutschen eben so wenig vergessen sollten, als Frankreich seine Clairot.

Bur Göttin eine Elaron macht.
 Nun aber sank der finstre Schleyer,
 Und Dir erschien Melpomene,
 Gleich einer hohen Grazie,
 Mit jungem Lorberreis geshmückt;
 Raum hatte sie Dich angeblickt,
 So lerntest Du die schönen Thränen,
 Den süßen Ton, das leise Sehnen
 Der Liebe, die voll Unschuld steht;
 Und jene sölle Majestät,
 Womit am Throne der Tyrannen,
 Die das Verdienst in Kerker bannen,
 Die unbesiegte Tugend steht.

Schon leitet Dich, mit stolzen Schritten,
 Unsterblichkeit an ihrer Hand.
 O wenn einst Oldfield *) unter Britten,
 Ihr Grabmaal bey Monarchen sand,
 Und unser kaltes Vaterland,
 Das im Palast ein Ordensband,
 Mehr, als den großen Geist in Hütten,
 Mehr, als erhabne Werke, schätz,
 Nicht Säulen Dir von Marmor sezt;

*) Eine berühmte englische Schauspielerin, die zu Westminster neben den Königen begraben wurde.

So denk: es lebet noch Dein Name,
Wenn um die bald vergeßne Dame,
Die Dir ein gnädig Lächeln giebt,
Kein später Enkel sich betrübt.

Ihr, die der Musen Chor geliebt,
Ihr ruht in schönen Lorberhainen,
Wo Götter euren Tod beweinen,
Und heilig, wie ein Tempel, ist
Das stille Grab, das euch umschließt.

An meinen Bruder.

Halle, im May.

Im Schatten jener Bäume, Freund,
 Die uns der beste Vater pflanzte,
 Dort, wo, mit Brüderlichkeit vereint,
 In unsren Reihen Freude tanzte,
 Wo wir als Kinder einst gespielt,
 Im Jünglingsalter einst gefühlt,
 In den getreuen Finsternissen,
 Auf jenes Moos, an jenem Bach,
 Wo, unter brüderlichen Küszen,
 Mein Herz mit deinem Herzen sprach;
 Dort lagre Dich zum jungen Lenze,
 Dort schleichtet meine Muse nach,
 Und windet Dir die ersten Kränze.

Soll, o mein Liebster! soll sie Dir
 Die ländlich frohe Wohnung schildern,
 In welcher ihre Lieder mir
 Den Kummer vieler Tage mildern?

Willst Du den kleinen Garten hier,
 Willst Du die angenehmen Höhen
 In ihrer stillen Einsamkeit sehen?

O Freund! hier redet die Natur
 Im fernen Wald, auf naher Flur,
 In ungekünstelten Alleen,
 An meinem Hügel hier, im Klee,
 Wo sanft, wie meine Galathée,
 Die Lämmer unter Blumen gehen.
 Belauschet von der Hirten Chor,
 Sing ich hier oft, mit Deshousierens*)
 Den Schäfchen meine Klagen vor,
 Die keine Wünsche sich verwehren,
 Und nicht des süßen Glücks entbehren,
 Auf ihren Tristen frey zu seyn.
 Hier führt zu blumigten Altären
 Die Wollust mich in ihren Hain;
 In ihrem Tempel muß ich schwören,
 Ihn nie durch Laster zu entweihn.
 Es fließt um sie der leusche Schleyer;
 Ein Weilchen schmückt der Göttin Haar,
 Und selbst die Weisheit bringt das Feuer
 Zum unschuldvollen Opfer dar.

*) S. ihre Idylle über die Lämmer.

Hier locket keine freche Leyer
 Der Nymphen buhlerische Schar,
 Kein roher Faun, kein Ungeheuer
 Entheiligt reiner Liebe Kuß,
 Und keines Satyrs wilder Fuß
 Tritt hier die besten Rosen nieder.
 Die Tugend singt der Freude Lieder;
 Es blickt die junge Schäferin
 Nach dem Geliebten schüchtern hin;
 Umsonst will sie dem Busen wehren,
 Sich still verlangend zu empören,
 Umsonst die ersten Küsse fliehn!

Hörst Du das Rauschen, liebster Freund!
 Womit ein Fluß *) die Wiese theilet,
 Und vor der Stadt vorübereilet,
 In der kein zärtlich Mäddchen weint?
 Dort, wo die Sonne heller scheint
 Auf niedrige, berauchte Hütten **),
 Dort wohnen alte deutsche Sitten
 Mit Tapferkeit und Treue noch;
 Dort, unter nervigten Haloren,
 Fühlt sich der Jüngling frey geboren,

*) Die Saale.

**) Die königlichen Salzfothen.

Und ehret die Gesetze doch,
 Verweile nicht bey jenen Trümmern *):
 Was gehen uns die Felsen an,
 Die einst den Springer Ludwig sahn?
 Es mag um den verwegnen Mann
 Der Chronikschreiber sich bekümmern!
 Wär', in der Liebe süßem Wahns,
 Er einem Mädeln nachgesprungen,
 Ich hätte längst von ihm gesungen.
 Nur zeig ich noch im Thale Dir
 Der öden Burg verheerte Mauern **),
 Die mitten unter Blumen trauern.
 Ein ernster Sänger hätte hier,
 Umringt von hingesunkenen Säulen,
 Wenn in der Einsamkeit die Eulen
 Zum Liede kleiner Vogel heulen,
 Gedanken, schwarz wie eine Nacht,
 Erhabnen Britten nachgedacht.
 Mir aber scheint er nicht zu klagen,
 Minervens Vogel; sein Geschrey
 Will, mit verliebter Schwärmerey,
 Dem Eulenmädeln zärtlich sagen,
 Daß sie für ihn die schönste sey;

*) Der Thurm von Gibichstein.

**) Die Moritzburg, ehemalige Wohnung der Bischöfe.

Und die Geliebte sagt ihm frey,
 Dass seine Lieder mehr gefallen,
 Als der Gesang der Nachtigallen.
 Mir, bester Freund! gefallen sie
 Mehr, als die bange Harmonie
 Der Dichter, die nur Unglück fühlen,
 In lauter Dissonanzen wühlen,
 Und da, wo leichte Weste spielen,
 Um eine Sommernacht zu kühlen,
 Nach alten Leichensteinen schielen.

O mein Geliebter, eile Du
 Dem brüderlichen Hügel zu!
 Will uns in unsrer sanften Ruh
 Vielleicht ein trüber Weiser sidren,
 So wollen wir ihn bald bekehren;
 Nur Gleims Gesänge soll er hören,
 Und selbst die Menschen Freude lehren.

An zwey Täubchen.

Ihr Täubchen, welche beyde
 Mein Amor einst gepaart,
 Als ihr, auf jener Weide,
 Des Knaben beste Freude,
 Das Spiel der Nymphen war't!
 O grüßt, mit jedem Morgen,
 Den frommen Dichter hier:
 Euch zärtlich zu versorgen
 Besahl Cythere mir.

Seh' ich, zu meinen Füßen,
 Euch froh und sicher küssen,
 Ihr Unschuldvollen ihr!
 Dann denk' ich an Belinden;
 Sie ließ in diesen Gründen
 Mich auch die Liebe finden.
 Allein, bedauert mich;
 Weit glücklicher, als ich,
 Seyd ihr, geliebte Täubchen,
 Wenn ihr im Haine girrt,

Und das getreue Weibchen
 Um seinen Gatten irrt.
 Wie ruhig könnt ihr spielen,
 Wie ruhig, dort im Kühlen,
 In wollustreicher Nacht,
 Wo keine Mutter wacht,
 Wo neben eurem Bettchen
 Bekränzte Freyheit lacht,
 Und kein bewegtes Blättchen
 Die Liebe schüchtern macht!
 Hier, unter den Bäumen,
 Hier, auf verlaßner Flur,
 Von ihrem Kusse träumen,
 Ihr Täubchen, darf ich nur:
 Denn ach! Gelinde fliehet
 Das Thal, den Wasserfall,
 Die Grotte selbst, und siehet
 Verräther überall.

O glaubte nur Gelinde
 Dem guten Götterkinde,
 Der Liebe treuem Ruf,
 Die sie, mit sanftem Herzen,
 Zu Küssem und zu Scherzen,
 Wie euch, ihr Täubchen, schuf!

Der Faun.

Eine Beilage zu dem darauf folgenden Briefe.

In wonneleere Mauern
 Verschlossen, rings umwacht,
 Soll dort ein Mädchen trauern,
 Dem Lenz und Zugend lacht?

Schnell öffne jene Riegel
 Der Amoretten Heer,
 Und führ' auf diesen Hügel
 Zu mir Gelinden her!

Ach! aber in Gesträucheln
 Seh' ich von ferne schon
 Den alten Satyr schleichen;
 Ihr Nymphen! sprecht ihm Hohn.

Er stört mir jede Freude,
 Der Unhold! jeden Kuß
 Zählt er mit bitterm Neide,
 Den ich entbehren muß.

Wenn er sich birgt, und lauschet,
 O dann verrathet ihn,
 Ihr Myrthenbüsche! rauschet,
 Laßt eilend uns entfliehn!

Euch wird die Liebe strafen,
 Gebt ihr uns nicht Gehör:
 Und keine Mädchen schlafen
 In euren Schatten mehr.

Eyäus hängt den Böcher,
 Um den er Rosen flieht,
 Cupido seinen Böcher
 An eure Zweige nicht.

Es flüchtet jede Taube
 Hintweg von dieser Flur,
 Und in dem salchen Laube
 Verweilt die Krähe nur.

An

Was sagen Sie, mein Liebster, zu diesem Liede,
das ich dem Mäddchen mit den schönen Augen sang?
Söllten die Liebesgötter Belinden nicht zu mir
führen können, dann biet' ich ihr ganzes Kriegs-
heer auf, das Haus zu bestürmen.

O ihr, der Huldgöttinnen Rächer,
Ihr Krieger mit dem goldnen Köcher,
Ihr sehet Troja einst in Brand;
Jetzt waffnet euch geschwinde,
Die Lösung sey: Belinde!
Kommt mit der Fackel in der Hand!
Bestürmet, ach! ich bitte,
Bestürmet jene Hütte;
Schießt tausend Pfeile siumpf,
Und führet im Triumph
Den alten Faun gebunden.
Von junger Nymphen Schaar
Wird euer blondes Haar
Mit Lorbern dann umwunden.

Der böse Satyr muß
Dort, wo die Rosen stehen,
Uns zärtlich küssen sehen,
Und darf nicht mehr den Kuß
Der Mutter wieder sagen.

Wenn meines Amors Wagen,
Gefleckte Tiger ziehn,
Dann spannen mit Gelächter
Der Venus löse Löchter
Auch an den Wagen ihn!

An Belindens Bett.

Du kleines Lager, wo vergnügt
 Die Schönheit mit der Unschuld liegt!
 Beglücktes Heilighum der Liebe,
 Bey dem, gewöhnt an frechen Raub,
 Ein roher Satyr schüchtern bliebe!
 Dir will ich noch das letzte Laub
 Der längst gestorbnen Rose streuen;
 Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
 Der gerne mit dem Amor spielt, |
 Und doch den Werth der Weisheit fühlt.

Geheimer Schauder! Stille Lust!
 Gemächtigt euch des Jünglings Brust.
 Du Schlummerstätte meiner Schönheit!
 O zeige mir Belindens Bild;
 Hier siehst du jeden Reiz enthüllt;
 Hier sagt sie dir mit halben Lügen
 Vielleicht, was ihren Wünschen fehlt,
 Was sie noch selber sich verhehlt.

Dein Vorhang rauscht, und Träume schlüpfen
 Durch ihn: ein allerliebstes Heer!
 Schön, wie der Venus Kinder, hüpfen
 Sie um das fromme Mäddchen her.
 Belinde zürnt: auf ihren Wangen
 Ist Keuscheit, Jugend, und Verlangen.

Wenn sie nun zärtlicher erwacht;
 Wenn sie, nach ungenossnen Freuden,
 Der Morgensonnen' entgegen lacht,
 Und in verrätherische Tracht
 Behende Grazien sie kleiden:
 Dann, o dann muß ich dich beneiden!

Doch ungestüme Wünsche nicht
 Soll dieser kleine Tempel hören;
 Nur Seufzer darf ich mir gewähren,
 Bescheiden, wie ein Amor spricht
 In einem Wäldchen mit Cytheren.

Ihr, die, von wilder Gluth entbrannt,
 Der Gott der Liebe nie gekannt,
 Zerreiset mit verwegner Hand
 Der Schönheit heiliges Gewand,
 Das Huldgöttinnen ihr gewebet,
 Indes ein sanfter Hirt erbebet,

Wenn er Belindens Lager sieht,
Voll Ehrfurcht ihre Zelle flieht;
Und auf verschwiegnen grünen Heiden,
Wo Götter mit dem Mädchen weiden,
Auf Blumen es verfolgt und küßt,
Und ohne Neu beglückter ist,
Als ihr im Taumel eurer Freuden.

An Philaide n.

Eine Beylage zu dem darauf folgenden Briefe.

Erhaben ist der innre Friede
Des Weisen, göttlich seine Ruh!
Groß ist der Mann, o Philaide!
Doch glücklicher vielleicht bist Du.

Im schweren Kampfe bracht er Schmerzen
Und Furcht und Sorgen unter sich;
Sie fortzuküssen, fortzuscherzen,
Dies lehrten Huldgöttinnen dich.

So hängt, wo sich das Thal geschrümmt,
Mit wildem Drohn ein Fels herab;
Die Hirtin sieht ihn nicht, und pflücket
An seinem Fuße Blümchen ab.

O laß, beym Klange süßer Lieder,
Uns lächeln durch das Leben gehn,
Und, sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn.

An die Gräfin von H** Stiftsdame zu G**.

Sie haben Recht, meine gnädige Gräfin, die wenigen deutschen Zeilen in Ihrem französischen Briefe an mich verdienen allein das schönste Lied. Alle Musen sollten Sie dafür belohnen, daß Sie zu Ihrer Muttersprache sich bekehren, und jetzt in Ihrem achtzehnten Jahre noch deutsch lesen und schreiben lernen.

Wenn Sie nur mit dem, was ich Ihnen sang, zufrieden sind! Ihre Moral finden Sie darin, die auch immer die meinige war; in der ich es aber bey Ihnen zu größerer Vollkommenheit brachte. Der Name Philaide sollte billig Ihnen gefallen; er ist sanft; sagen Sie mir doch, ob Sie ihn behalten wollen? Hätt' ich Tochter, ich gäb' ihnen lauter arkadische Namen, damit die Dichter, welche sie einst besingen wollten, außer Verlegenheit wären.

Das Lobgedicht auf den Beschützer ihres Stiftes bring' ich unmöglich zu Stande. Der Mann ist in keinem Buche zu finden, und Sie selbst

wissen nichts weiter von ihm, als daß er, von Kopf bis zu Fuße gewaffnet, wie ein Kriegsheld auf Ihrem Ordenszeichen steht. Lassen Sie ihn immer ruhen,

Den alten Heiligen in us,
Der seiner schönen Tochter Kuß
Vom hohen Himmel sehen muß,
Und gern für einen solchen Kuß
Die schwarze Rüstung wiedernähme;
Und in der vorigen Gestalt,
Wenn man ihn gehen ließe, bald
Gesiebelt auf die Erde käme.

Sehen Sie, meine gnädige Gräfin, lauter lose Sachen denkt man sich bey Ihrem Heiligen; und mir, als einem Kehler, ist dieses am wenigsten erlaubt. Ernsthaft von dergleichen Sachen zu reden, wollen wir den hochwürdigen Matrosen überlassen, die sich bey einem Heiligen deswegen erbauen, weil niemand sonst, als ein Heiliger, sie anhören mag. Diese mögen einmal im Grabe Wunder thun, indeß Sie, liebe Gräfin, mit Ihren im Leben gethanen Wundern sich begnügen.

Ueber den heiligen Hippolytus und den
selig gesprochenen Gericus.

An eine Stiftsdame.

Ueber den heiligen Hippolytus.

Ganz gewiß, mein gnädiges Fräulein, hat Philaide Sie gegen mich aufgewiegest, und Philaide selbst hat es mir verrathen. Sie erzählte mir von einem Folianten, der auf Ihrem Tische lag, aus welchem eine Wolke von Staub fuhr, und mit dieser ein ganzer Schwarm

Von kleinen, mürrischen Dämonen,
Die gern in dicken Büchern wohnen,
In ungestörten Dunkelheiten
Vor langer Weil' auf Motten reiten,
Und sich am liebsten in Postillen,
In Commentarien und Chroniken verhüllen.

Dieser Foliant war eine Legende. Wie kam eine Legende dahin, wo sonst nur die Geschichtsschreiber der Grazien ihren Zuflit finden? Sie, mein gnädiges Fräulein, und Philaide suchten das Leben Ihres Heiligen, wollten mir davon einen Auszug machen, und an das längstversprochene Lobgedicht auf ihn mich erinnern. Raum hatten Sie einige Zeilen gelesen, so bekamen Sie den Schwindel, und beschlossen, das ganze dicke Buch dem künftigen Lobredner des Heiligen zu schicken. Vielleicht ist es schon eingepackt, vielleicht schon auf dem Wege. Himmel, wie wär' ich erschrocken, wenn es mich unvermuthet überrascht hätte! Nun will ich Ihre kleine Bosheit bestrafen, und, ehe der Foliant ankommt, Ihnen eine vollständige Legende von dem Manne schreiben, von dem Sie mir weiter nichts sagen, als daß er Kerkermeister gewesen sey. Woher ich die übrigen Nachrichten genommen, bleibt ein Geheimniß. So bald wird es niemand entdecken: indessen steh ich Ihnen dafür, daß mein Buch eben so viel Wahrheit haben soll, als die mehrsten seiner Art.

Schwerlich würd' ich mich an das Leben eines jeden andern Heiligen gewagt haben; aber dieser Heilige,

Der nicht an seinem harten Bette
 Die Höllengeister um die Wette -
 Laut brüllen hörte, wenn er schlief,
 Und nicht mit Hexen sprach, und nicht Gespenster tief;
 In keine todte Wälder zog,
 Und ohne Flügel nie, wie seine Brüder, flog *);
 Dem keine junge Frau den Gürtel abgeborget,
 Der keinen Wunderstab für Enkel hinterließ:
 Den nur die Nachwelt heilig pries,
 Weil er für seine Liebende gesorget;

dieser macht es einem leichter, seine Geschichte
 den Damen zu erzählen.

Sie wissen, mein gnädiges Fräulein, daß
 nicht alle Heiligen von ihren ersten Jahren an
 ihrem Berufe folgten. Viele mußten erst durch
 einen schwarzen Hund, durch einen Wolf mit
 feurigen Augen, oder durch sonst ein Wunder
 zurückgebracht werden. Hippolytus gehörte zu
 den letztern. Alles schien zu dem grausamen Amt'
 ihn zu bestimmen, welches er nachher bekleidete.
 Schon in seinem kindlichen Alter fing er

Den Kerkermeister an zu spielen:
 Da mußten seine Tyranney

*) Von vielen Heiligen erzählt man, daß sie die
 Gabe hatten, in der Luft zu schweben.

Die kleineren Geschwister fühlen:
 Ihn rührte nicht ihr zärtliches Geschrey;
 Das Mädchen nicht, das in die Mitte trat,
 Und für den Bruder oft mit schönen Thränen bat.

Ohne Zweifel wär' er, als Jüngling, ein
 wenig sanfter geworden, wenn er jemals geliebt
 hätte. Welches Ungeheuer kann die Liebe nicht
 bezähmen?

Armida fühlet ihren Kuß:
 Es hebt nicht mehr der Tartarus:
 Ein Fels verwandelt sich in Lauben,
 Und wilde Drachen werden Tauben.

Ich hatte folgende Strophe noch dazu ge-
 madht:

Es wird kein strenger Priester mehr,
 O Liebe! giebt er dir Gehör,
 Mit Feuer- und mit Schwefelbächen
 Sich an der kleinsten Freude rächen;

weil ich sie aber nicht in den Zusammenhang
 bringen kann, so bitte ich, sie wegzustreichen.
 Wozu auch eine solche Weitläufigkeit? Genug,
 Hippolytus wollte nicht lieben. Aus Heiligkeit
 floh' er damals die Mädchen nicht. Er war kein
 Mann,

Der, artigen Gesichtern nah,
 Die Hölle nur in ihren Küssen,
 Den Teufel nur mit Pferdefüßen
 In ihrem Götterbilde sah.

Bey ihm war es eine natürliche Unempfindlichkeit, die auch den mächtigsten Reizen nicht nachgeben konnte. Nothwendig mußte diese durch die Gegenstände vermehrt werden, welche beständig in männlichen Jahren ihn umringten. In seinem Kerker

Stand er auf eingefallnen Stufen,
 Und hörte Winseln, banges Rufen;
 Die schwere Kette hört' er klirren,
 Im öden Thurm die Eule schwirren,
 Und sah, wie sich am fernen Thor
 Der düstern Lampe Schein verlor.

Bald hätt' ich die Erscheinung, die er in seiner Jugend hatte, vergessen; und eine Erscheinung ist doch das wenigste, was ein Heiliger haben kann. Als er von einer kleinen Reise zurückkehrte, schlief er, nicht weit von Rom, in einem Myrthenwäldchen vor Müdigkeit ein. Plötzlich bebte der Boden, und er sah ein schönes Kind, so, wie man ihm den Gott von Paphos gebildet hatte. Aber der Gott von Paphos war

es nicht; die Gestalt dieses Kindes verrath
etwas Höheres. Seine Stimme war

Leiser, als der Beste Wehen,
Und jeder Ton voll Härtlichkeit.

Es sprach: Du wirst mich wiedersehen:
Sey mir zum Märtyrer geweiht!

Es sollen junge Schönen
Dein Grab mit Palmen krönen.

Hippolytus verstand die Rede nicht, und ver-
gäf den Traum. Wenn er das Kind wieder sieht,
so werden auch wir es genauer kennen lernen.

Viele Jahre lang hatt' er sein Amt, als Ker-
kermeister, verwaltet, und da — — —

Geschichte des Decius und der Glycere.

Beyde lebten zu der Zeit in Rom, und liebten sich. Eigentlich hieß das Mäddchen anders; aber Decius hatte sie so genannt, weil ihm der Name besser gefiel. Dieser angeführte kleine Umstand wird Sie, mein gnädiges Fräulein, von der Treue des Geschichtschreibers überzeugen. Schön war der junge Römer, und schön das Mäddchen, und ihre Zärtlichkeit in dem Zeitpunkte, da sie am heftigsten zu sehn pflegt. In wenigen Tagen wollte Glycere das Fest ihrer Hausgöttter feyern: Decius wurde dazu gebeten. Der Festtag kam; schon füllte das Mäddchen einen Korb mit Blumen, der Opferküchen stand neben ihr, und Decius — — drey Stunden hatte das gute Kind auf ihn gewartet. — — Nun war keine Hoffnung mehr. O hätt' ich den Blick gesehen, den sie bald auf Blumen warf, und bald auf den ihren Göttern geheiligtēn Herd! Ich hätte, wie sie, geweint.

Den folgenden Tag kam Decius. Mit nassen Augen trat er hinein; aber es war mehr, als Thränen, in seinem Gesicht. Er schien unschlüssig, ob er das Mädchen umarmen, oder gleich wieder fliehen sollte. Diese lief auf ihn zu: „Und du wolltest mit mir nicht meine Götter bekränzen?“ — Ach! Glycere, deine Götter — — Er riß sich los, und verschwand.

„Meine Götter? Ja! mit ihnen will er mich verlassen.“

In andern Tempeln betet er,
Ein anderer Gott, ein fremder Jupiter —
Ihr mächtigen Olympier!
Wer ist sein Gott? Ist ihm ein Schwur der
Liebe theuer —
Ich zittere! dann verlaß' ich euch;
Dann fall auf Decius ein rächerisches Feuer,
Und tödte mich zugleich!“

Immer vertrauter wurde Glycere mit diesem Gedanken, und mit Standhaftigkeit ging sie, so bald man ihr erzählte — Glauben Sie, gnädiges Fräulein, es werde die Geschichte von Olint und Sophronia werden? Nicht völlig! Wir wollen es abkürzen, denn ich muß zu meinem Hippolytus zurückkehren.

Decius war im Kerker, weil er einen andern Gott bekannte. Den zweyten Abend darauf über gab man dem Kerkermeister Glyceren, mit dem Befehle, daß ihr der gefangene Jüngling selbst die Ketten anlegen sollte.

Da stand sie nun, vom Schmerz entkräftet,
Den schönen Blick auf den geheftet,
Der ihrem Herzen mehr, als alle Götter, war.
Ihm reichte sie die weißen Arme dar,
Die tausendmal, nach matten Weigerungen,
Sich um den Liebenden geschlungen.

Bitternd brachte der Kerkermeister die Fesseln, ohne zu wissen, warum er zitterte. Ihn sah der Jüngling an, und nun, mit seiner Glycere, gen Himmel.

In diesen Augen war der Liebe ganze Macht:
Sie kam herab aus lichten Höhen,
Ein Engel, so wie sie verklärte Geister sehn;
Ihr Glanz erleuchtete die Nacht.
Ein sanftes Säuseln ward gehöret —
Und durch die Liebe selbst Hippolytus befehret.

Die Ketten fielen ihm aus der Hand; denn wachend sah er das holde Kind, das in jenem

Myrthenwäldchen ein Traumgesicht ihm gezeigt hatte, und erkannte in ihm die himmlische Liebe. Er schloß den Kerker auf, befreite die Unschuldigen, und versprach ihnen zu folgen. Diese flohen zu dem kleinen Ueberreste ihrer Freunde, welche vor den Tyrannen in einer Eindde sich verborgen hielten; aber ihren Erretter hatte die Liebe zum Märtyrer geweiht. Ein grausames Urtheil war über ihn gesprochen; doch, eh' es vollzogen wurde, ließen in einer Nacht sich die Bewohner des Himmels hernieder. Um ihn versammelt, nahmen die Jungfrauen unter den Heiligen ihre Kränze ab, und streuten

Ihre besten Rosenblätter
Auf das Lager, um den Held;
Engel, schön wie Liebesgötter,
Trugen ihn zur Oberwelt.

Nach seinem Tode wurd' er von den Liebenden verehrt, und Neuverlobte sangen ihm ihre Lieder. Eine von diesen Hymnen hab' ich in einem alten Buche voll Fragmente gefunden; ich will versuchen, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sie zu übersetzen. In jenen Zeiten der Verfolgung, da Ketten und Kerker nichts ungewöhnliches waren, mochte sie von einigem Nachdrucke seyn.

Hymne.

Der Jüngling.

Du, der Liebe Schutzgeist! höre,
 Was ich diesem Mädchen schwöre
 Weihe mich zum ersten Kuß,
 Heiliger Hippolytus!

Das Mädchen.

Ketten will ich mit ihm fragen;
 Aber, ach! bey summen Klagen,
 Tröste mich der Liebe Kuß,
 Gütiger Hippolytus!

Der Jüngling.

Komm, die Liebende zu retten;
 Mir nur, mir allein die Ketten!
 Trösten soll mich nicht ihr Kuß,
 Mächtiger Hippolytus!

Das Mädchen.

Segnen, in der Todesstunde,
 Will ich ihn mit blassem Munde.
 Weihe mich zum letzten Kuß,
 Heiliger Hippolytus!

Nach und nach sonderte sich ein Chor von Mädchen ab, feierte jährlich das Gedächtniß unsers Helden, und durch ein Missverständniß wurden,

in späteren Zeiten, Klosterfrauen daraus. Seinen Born hierüber gab der Heilige durch viele Zeichen zu erkennen; aber zum Verdrusse der jungen Nonnen, achteten die alten Priorinnen nicht darauf: denn in jenem barbarischen Zeitalter mußten noch alle Priorinnen alt seyn, da es in unsren Tagen manche giebt, mit der ich es nicht verderben möchte. Auf diese Art dauerten die Klöster des Hippolytus viele Jahre lang, und Ihr Stift, wie Philaside mir selbst versichert hat, gehörte darunter, bis endlich der selige Gericus diesem Missbrauch ein Ende machte.

Ueber den seligen Gericus.

Diese Legende, mein gnädiges Fräulein, wird ziemlich kurz gerathen. Hippolytus ist mir schon sauer genug geworden, und von dem seligen Gericus weiß ich nicht mehr, als von ihm. Er war ein französischer Herzog, Urheber Ihres Stiftes, und that ein Wunder, ohne daß man erfahren kann, was die Gelegenheit dazu gewesen sey. Folgendes ist am wahrscheinlichsten.

Von dem heiligen Hippolytus abgesandt, die armen Klosterfrauen zu befreyen, kam er in Ihre Gegend. Auf der nicht weit von Ihrem Stifte gelegenen Wiese ging er an einem Sommerabend umher, einen Stab in der Rechten, und dachte seinen Entwürfen nach. Damals war ein dicker Gebüsch am Ende der Wiese, kühl, einsam, und zum Nachdenken geschnickt. Natürlich war es, sich demselben zu nähern. Raum war er einige Schritte hineingegangen, so sah' er einen Jüngling und ein Mädchen. — Dieses wäre nichts sonderbares gewesen; aber das Mädchen war — eine Nonne. Des Morgens früh war sie dem

Kloster entsprungen und wartete die Nacht ab, um mit dem Geliebten ihren Weg sicherer fortzusehen; in der ganzen Gegend war kein Bach, keine Quelle, und weil der Tag sehr heiß gewesen, glaubte sie zu verdurstien.

Etwas unwahrscheinlich wird es Ihnen vorkommen, mein gnädiges Fräulein, daß sie so nahe bey Ihrem Kloster sich versteckt, daß es dem Geliebten nicht möglich gewesen, ihr einen Trunk Wasser zu verschaffen, u. s. w. Aber das Wunder mußte geschehen, und bey Wunder muß man nicht so ungläubig seyn. Das Mädchen liegt nun einmal da,

Die matte Hand in ihrem Schoos,
An ihren Jüngling hingeschmieget,
Wie das verwelkte Veilchen lieget,
Das sich, auf dürrem Moos,
Am nächstien Myrthenbäumchen hält;
Noch einen Sonnenblick! und ach! die Blume fällt.

Das Gleichenß von dem Veilchen ist nicht neu; aber dem Bilde ziemlich angemessen. Ohne das Gleichenß, werden Sie das gute Kind bedauern, so wie es auch den seligen Gericus jammerte, der ohne Zweifel dabey an kein Gleichenß dachte. Kurz, er schlug mit dem Stabe dahin, wo bis auf den

heutigen Tag der nach ihm genannte Brunnen, mit einer darüber gebauten Capelle, zu sehen ist, und tränkte das arme Mäddchen.

Durch dieses Wunder als ein Gesandter des Heiligen bestätigt, durft' er die Entflohnne nach dem Kloster zurückführen. Ihre Vermählung mit dem glücklichen Jüngling machte den Anfang zu den Verbefferungen, welchen Sie, mein gnädiges Fräulein, Ihre Präbende zu verdanken haben.

Unbillig ist es, daß man einen so liebenswürdigen Mann, der doch einmal Hoffnung hat, ein Heiliger zu werden, immer übergeht. Von ganzem Herzen gönnt' ich ihm auch eine Hymne; allein in den angeführten Fragmenten steht keine auf ihn, und selbst eine zu machen, möchte mir nicht gelingen. Heute wenigstens kann ich nicht mehr darauf denken, denn die halbe Nacht ist schon vorbey. Zu einer Legende schien mir die Nacht am bequemsten. Ich wünschte, daß sie von Ihnen, gnädiges Fräulein, auch bey Schlafengehen gelesen würde. Vielleicht träumten Sie dann, nicht von dem heiligen Hippolytus, aber von einem Myrthenwäldchen, und einer Erscheinung darin, die Ihnen freylich etwas artigeres prophezeyen müßte, als das Glück, eine Heilige zu werden.

Venus im Bade.

Schüchtern fliehn die Jungen Hirten?
 Wen verbergen diese Myrthen,
 In geheimnißvoller Nacht,
 Unter ihren leisen Blättern?
 O von tausend Liebesgöttern
 Wird der ganze Hain bewacht!

Täubchen lassen sich hernieder,
 Huldgöttinnen singen Lieder:
 Ist es Venus? will sie hier
 In dem Silberteiche baden?
 Ihr gefälligen Dryaden,
 Einen Blick gewähret mir.

Wollt ihr unter euern Zweigen
 Mich beschützen, mir sie zeigen?
 Ewig dank ich euch mein Glück,
 Ewig soll mein Lied euch ehren;
 Zeigt, adh! zeiget mir Cytheren:
 O ihr Nymphen, einen Blick!

Die Gebüsche, die sie decken,
 Hören mich. O süßes Schreien,
 Eine Göttin unverhüllt?
 Wag' ich es nach der zu blicken,
 Die mit Liebe, mit Entzücken
 Eine ganze Welt erfüllt?

Darf ein Sterblicher? Es glühet
 Mars, wenn er die Reize sieht,
 Wenn ihr Busen sich empfert,
 Und er nicht den Lärm des Krieges,
 Nicht den wilden Ruf des Sieges,
 Nur ein zärtlich Seufzen hört.

O ihr Myrthen! o umschließet
 Sie vor mir. Der Gürtel fliest
 Nun auf heil'gen Nasen hin.
 Nieder steigt sie schon zur Quelle!
 Schon berührt der Fuß die Welle,
 Dem in Wüsten Rosen blühn.

Nie wird euch ein Sturm entehren,
 Ihr Gebüsche, wo Cytheren
 Der verliebte Frühling fand.
 Kommt ein Mädchen sich zu fühlen,
 An den Teich, so wird es fühlen,
 Was kein Mädchen noch empfand.

An die Liebesgötter.

Entflieht ihr kleinen Heere
 Der lächelnden Cythere!
 Das Thal ist freudenleer;
 Bereist sind eure Flügel;
 Dem nackten, bden Hügel
 Läuft keine Leyre mehr.

Seht! wilde Jäger würgen
 Auf hallenden Gebürgen,
 Sie spotten eurer Macht;
 Von spröden Amazonen,
 Die nur in Wäldern wohnen,
 Wird Paphia verlacht.

Wollt ihr vielleicht beym Jagen
 Die Mordgewehre tragen,
 Der Nehe Hüter seyn;
 Gedungen von Centauren,
 Auf hohen Niesten lauren,
 Zum Klang der Hörner schreyn?

Und wenn die Stürme wehen,
Soll dann auf kalten Höhen,
Wo Sonnenstrahl gebriicht,
Euch eure Fackel wärmen?
Dem Wilde nachzuschwärmen,
Gab sie Euchere nicht.

Das Laub, dem Hain entrissen,
Stirbt unter euren Füßen:
Flieht! alles ist verheert.
O tragt die dürren Blätter,
Ihr artigsten der Götter,
Auf eines Dichters Herd!

Das Täubchen.

In diesen dunkeln Hainen
 Ging ich den losen Kleinen,
 Die Körner tragen, nach;
 Hier, Chloe, hier im Grünen
 War Amor unter ihnen;
 Ich hörte, was er sprach.

O wenn in diesen Schlingen
 Wir nun das Täubchen fingen,
 Das mir die Mutter wies!
 O loßt es! singt, ihr Brüder;
 Ihr wißt, daß sich durch Lieder
 Schon manches täuschen ließ.

„Komm, Täubchen, komm! Den Wagen
 Der Venus, sanft getragen
 Vom Zephyr, sollst du ziehn;
 Sollst unter Blüthen wallen,
 Wenn in des Adlers Krallen
 Die Donnerkeile glühn.

Er muß den Heros begleiten,
 Und gegen Riesen streiten,
 Und mit ins Treffen gehn;
 Du kannst in kleinen Kriegen
 Uns nur zur Seite fliegen,
 Und überwinden sehn.

O komm! In wenig Tagen
 Wirst du verlassen klagen,
 Dein Liebling eilt von hier:
 Getreuer sind die Gatten
 In Paphos sichern Schatten;
 Kein Falke raubt sie dir.

Du sollst mit Amoretten
 Dich auf den Gürtel betten,
 Der unsre Göttin ziert;
 Geschmeidelt von Naiaden,
 Soll dich die Quelle baden,
 Die Venus nur berührt."

So sangen sie, die Brüder!
 O süße Macht der Lieder!
 O zauberischer Wahns!
 Das Täubchen kommt geflogen,
 Sezt sich auf Amors Bogen,
 Und sieht den Knaben an.

Das Gewitter.

Chloe und Damon.

Chloe.

Siehst du die schnellen Wolken ziehn?
 Schon donnerts hinter jenen Wäldern,
 Schon wird es Nacht auf unsren Feldern:
 Komm, liebster Damon, laß uns fliehn.

Damon.

Der Donner schweigt, wenn Chloe spricht.
 Wir wollen jede Furcht verbannen;
 Der Himmel droht nur den Tyrannen,
 Auf unsre Rüsse zürnt er nicht.

Chloe.

Ihr Götter! röhrt auf dieser Flur
 Euch noch die Unschuld armer Hirten:
 Schont, o verschonet jene Myrthen,
 Sie hörten meines Damons Schwur.

Damon.

Ich schwur ihr Liebe bis ins Grab:
 Ihr Blīhe hörts, um sie zu rächen;
 Und könnt' ich je die Schwüre brechen,
 So fahrt auf dieses Haupt herab!

Chloe.

Ihr fürchterlichen Blīhe, nein!
 Sollt' ihn der Liebe Schwur gereuen,
 Ach! so verzeiht dem Ungetreuen,
 Und lasset mich das Opfer seyn.

Der Kuss.

Lalage, die kleine Spröde,
Floh den jungen Lycidas;
Bitterer Spott war ihre Nede,
Und die Blicke lauter Haß.

In das Thal, zu jener Quelle
Lockte sie Dianens Schein;
Fernher murmelte die Welle,
Leise lispelte der Hain.

Sanfter wurden ihre Triebe,
Friede ward ihr Herz und Ruh,
Denn ein kleines Wort von Liebe
Rief ihr jedes Büschchen zu.

Liebe sprach die junge Rose,
Sprach der Quelle grüner Rand —
Als das Mäddchen auf dem Moose
Schlafend einen Knaben fand.

Von dem Monde halb bestralet,
 Halb in Schatten eingehüllt,
 Lag er im Gebüsch. Es malet
 Nur Albano dieses Bild.

Seine Miene sagt im Traume,
 Was die Liebe wachend denkt.
 An dem nächsten Myrthenbaume
 Ist ein Käther aufgehängt.

Ihm zur Seite glänzt ein Bogen;
 Náher geht das Mädchen hin,
 Und allmählig ihm gewogen
 Wird die gute Schäferin.

Siehst Du nicht auf jenem Hügel,
 Lalage! die ganze Schaar?
 Allerliebste kleine Flügel
 Haben sie, und goldnes Haar.

Schnell bewegen sie die Schwingen;
 An der Quelle sind sie schon,
 Tanzen um das Kind, und singen
 Lieder von Anakreon.

Aufgewecket durch die Lieder,
 Sieht der kleine Gott umher;
 Mischt sich unter seine Brüder,
 Und der Hirtin lächelt er.

Tausend neue Blümchen sprießen,
 Wo sie tanzen, aus dem Klee;
 Mitten in den Reihen schließen
 Sie die schöne Lage.

Langsam steigt ihr Busen; leise
 Wünschet sie, und weiß nicht was.
 Seht doch, neben ihr im Kreise
 Steht der junge Lycidas.

Ihm entfliehen will die Spröde,
 Ihn verachten soll ihr Blick;
 Doch der Jüngling, nicht mehr blöße,
 Hält die Schäferin zurück.

Gleichen kann sie nicht; es haben
 Ihren Bogen, aufgespannt,
 Rings um sie die Götterknaben
 In der rätherischen Hand.

Küssen muß sie nun den Hirten,
Und ein wollustvolles Ach!
Unter sanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele nach.

Im Triumphе weggeflogen
Sind die Götter, ohne Streit.
Mächtiger als Amors Bogen
Ist ein Kuß der Zärtlichkeit.

Bei Uebersendung einiger Blumenstücke im
März.

Eine Göttin sollt ihr zieren.
Eilt, ihr Blumen, sagt Themire,
Dass ich zärtlich euch geliebt,
Dass ich mühsam euch erzogen;
Und dann seht, ob sie gewogen
Einen holden Blick euch giebt.

Myrthen schmücken die Altäre
Der allwaltenden Cythere;
Aber glücklicher seyd ihr!
Wenn Themire selbst euch pfleget,
Euch an ihrem Busen heget,
Dann, ihr Blumen, danket mir.

Seht nur: junge Liebesgötter
Färben eure zarten Blätter,
Eh' der Lenz euch angeblüht.
Euer Schmuck wird einst verderben,
Aber schön ist es, zu sterben,
Von Themirens Hand gepflückt.

Wenn die Göttin euch bedauert,
Um die kleine Leiche trauert,
Euch umsonst ins Leben ruft:
O wer wird euch nicht beneiden,
O wer stürbe nicht mit Freuden,
Klagte sie bey seiner Gruft!

N a c h t g e d a n k e n.

An Gleim *).

E r s t e N a c h t.

War ich jemals in der Gefahr, Nachtgedanken zu schreiben, so ist es jetzt. Welche Versuchung, mein Liebster! Ich darf nicht in einem artigen Saale mit Ruinen und Gräber vorstellen; sondern

*) Im Jahre 1769 wurde ich an dem Stifte des H. Bonifacius und Mauritius in Halberstadt als Canonicus aufgenommen, und mußte, damit doch etwas von dem ehemaligen, unter den röm. katholischen Stiftsherren üblichen Noviziate beibehalten würde, zwey Nächte in der Kirche, oder vielmehr in der daran gebauten Kapitelslube schlafen. Hier erinnerte mich die einsame Zelle an die, zu jener Zeit häufigen unglücklichen Nachahmer von Young; und um mir den Abend zu verkürzen, warf ich auf das Papier, was die Laune des Augenblicks mir eingab.

meine Wohnung ist wirklich ein altes Zimmer, rings umher mit Kirchhöfen umgeben, und auf gewölbte Gänge gestützt, in denen lauter Geistliche dieses Stifts begraben liegen. Diese Gänge führen zu einer Kirche, der das Alterthum ein sehr feyerliches Ansehen giebt. Was meinen Sie, liebster Freund, ist es nicht schwer, einen solchen Anlaß ungebraucht zu lassen? Nur Einen Schritt vor die Thür, so kann ich, von Todten umringt, an eine Säule mich hinlehnen und klagen. Schon der große runde Tisch vor mir, der so mancher Kapitelversammlung beywohnte, läßt wohl keine andere Begeisterung zu.

Ihn hat in seinem ehrenvollen
Getreuen Dienste nie die Muse noch gesiört.
Beladen sah er mich mit Akten, Protokollen,
Registern, halb zernagten Pergamenten,
Kaum leserlichen Dokumenten,
Und was zum Gähnen sonst gehört.

Mitten auf demselben steht

Ein ungeheures Dinkensfaß,
Ein altes gotisches Gebäude,
Bey welchem nie der Gott der Freude
Mit jugendlichen Scherzen saß,
Und ihnen kleine Verse las.

Vielleicht hätte mich alles dieses verführt, wär' ich nicht gleich im Anfange, noch eh' ich an meine Selle kam, in ernsten Betrachtungen unterbrochen worden. Als ich in den Kreuzgängen auf Gräbern herum ging, untersucht' ich mit einer kleinen Laterne jeden Leichenstein. Welche possierliche Figuren! Keiner von meinen lieben Vorgängern konnte so barbarisch seyn, als er da in Stein gehauen ist. Wenn diese Monumente, dacht' ich, ein alter Grieche sähe! Doch, mein Liebster, Sie könnten mich zuletzt für einen Scarron halten, der in den ernsthaften Sachen etwas Komisches findet, und im Tode selbst nicht aufhört zu scherzen:

Der für die Sünden seiner Leyer,
Hinabfahrt in das Fegefeuer,
Und dort in fürchterlicher Nacht,
Erhellt durch blasse Schwefellichter,
Noch heimlich über die Gesichter
Grotesker Höllegeister lacht.

Mein, bester Freund, so leichtsinnig bin ich nicht; aber ich rufe da, wo es nöthig ist, meine gute Laune zu Hülfe, um mich aufzuhetzen. Meine Moral ist:

Im Schatten hangender Ruinen
 So treu den Grazien zu dienen,
 Wie da, wo siller Haine Nacht
 Sich Cypria zum Tempel macht.

Nirgend verläßt mich meine gewöhnliche Gesellschaft, in der ich wenigstens nur unschuldige Thorheiten begehe.

Und wollt' ich auch, ein strenger Mann,
 In unwirthbare Wüsten eilen,
 Wo Krähen ächzen, Wölfe heulen,
 Und staert' ich da die Wälder an —
 So machte doch der Liebesgott
 Die Weisheit alle mir zu Spott.
 Ihn sah' ich bald, mit kleinen Göttern,
 Er ritt' auf Tiger, Löw' und Bär,
 Ein schnöder Knabe vor mir her;
 Und Mädchen lachten in den Sträuchern,
 Und Mädchen schwammen in den Teichen;
 Die schlichen alle, nach und nach,
 Mir in die wilde Grotte nach.
 Hier rettete kein Winkel mich;
 O Freund! ich würde sicherlich,
 Und wäre Tod in ihren Küssem,
 Der schlauen Liebe folgen müssen.

Eine ziemlich lange Vorrede, bester Gleim,
 um Ihnen zu sagen, worin meine nächtlichen

Gedanken in dieser ernsthaften Wohnung sich
aufzulösten! — — In ein Lied

An Belinden.

Es hörte diese Zelle
Noch nie der Liebe Gruß,
Und die geweihte Schwelle
Betrat kein schöner Fuß.

An öden Mauern gehen
Gespenster, blaß und stumm,
In sich gehüllt, und sehen
Nach mir sich warnend um.

Ah, aber ach! Belinde,
Dein Bildniß folgt mir nach,
Dein Bildniß, welche Sünde!
Ins fromme Schlafgemach.

Statt heiliger Gesänge,
Statt Hymnen, tönet hier
Durch lange dunkle Gänge
Nur deine Stimme mir.

In jene Finsterniſſe
Denk' ich in dieser Nacht,
Als unsre lezten Küße
Die Liebe ſelbst bewacht.

Der du den Tempel ſchüttest,
Mit Bischöflichem Stab
Hoch auf Altären ſitzen,
Komm, Heiliger! herab *),

Und ſtrafe das Verbrechen
Getreuer Bärlichkeit,
Wenn einen Kuß zu räthen
Dir Lieba nicht verbeut **).

O denke, welch ein Feuer
Im Busen dir gebrannt,
Als mit dem feuchten Schleyer
Die Nonne vor dir stand;

*) Bonifacius ist eigentlich Stiftépatron: Mauritius nur der Heilige der Kirche, die ſonſt nicht zum Stift gehörte.

**) Mit andern Frauenspersonen ließ Bonifacius ſie aus England kommen, um den Frauenklöstern vorzustehen. Man beschuldigt ihn einer allzugroßen Vertraulichkeit mit ihr.

Als du den Schleyer küßtest,
 Und an zu seufzen singst,
 Und für die Sünde büßtest,
 Und wieder sie begingst!

Wie war sie deinen Blicken,
 O wie so himmlisch schön,
 Du wolltest, voll Entzücken,
 Nach ihr noch sterbend seh'n;

Mit ihr zugleich verwesen,
 An ihrer Seite ruhn *);
 Was Liebe dir gewesen,
 Ist mir Gelinde nun.

*) Er äußerte wirklich diesen Wunsch. S. den Willibaldus in vita Bonifacii, c. 8.

Zweyte Nacht.

Gewiß, glaubten Sie, würde der heilige Bonifacius diese Nacht mir erscheinen? Nichts wäre leichter, als ihn herabkommen zu lassen; allein ich fürchte, mein Liebster, er möchte denjenigen zu ähnlich werden, der auf eine von diesen Fensterscheiben gemalt ist, und dann scherzten Sie darüber. Oder sie dächten wohl gar, ich hätte selbst mit ihm scherzen wollen; und das ist meine Absicht nicht. Seitdem ich das Leben des Bischofs las, ist er mir außerordentlich ehrwürdig; und auch Ihnen soll er es werden; wenn sie Lust haben, ihn etwas genauer kennen zu lernen. Das schadet ihm nicht, daß der berühmte Arnold,

Mit blut'ger Geisel in der Hand,
 Ihn aus der Schar der Heiligen verbanns,
 Ihn zu Propheten zählt, die Länder nur ver-
 wüsten,
 Su lügenden Evangelisten,

Zu Wüthrichen, zu Antichristen,
Und daß er endlich ganz die fromme Rache sieht,
Indem er ihn das Thier der Offenbarung schilt *)

Ein Mann, wie Arnold, der so viele Recher gerichtet hat, befdmmt zuleßt eine Leichtigkeit, alles nach der grössten Strenge zu beurtheilen. Einige von seinen Beschuldigungen sind schon widerlegt worden **), und bey den übrigen wollen wir ein wenig gelinder verfahren. Soll man einen Mann von so großen Verdiensten gleich verdammen, wegen seiner Liebe zu der schönen Engländerin ?

Wenn ihr die Tracht der Nonnen artig ließ;
Wenn sie, mit unschuldvollen Mienen,
Ein zärtlich Herz verbieß;
Wenn sie, gleich Engeln, ihm in sanftem Glanz
erschienen —
Wer würde wohl so grausam seyn,
Und nicht ein Fehlerchen verzeihn?

*) Siehe seine Kirchen- und Recherhistorie. Thl. I.
IIX. C. 1.

**) Z. B. daß er mit einer Armee nach Thüringen gekommen sey, widerlegt Spangenberg. S. dessen Hist. Eccles. 4.

Hätt' ich meinem Heiligen auch nicht das Ge-
ringste zu verdanken, so wär' er mir schätzbar:

Nicht, weil er, als Apostel, schnell
Die Welt durchflog, und mit den Heiden zankte *);
Nicht, weil der Engel Michael
Ihm Kirchen und Altäre dankte **);
Nicht, weil im strahlenden Gewand
Und ihm ein stolzer König kniete ***);
Noch weniger, weil, aus der Welt verbann't,
Die Unschuld ihm sich anvertraute,
Und er für sie verhakte Kerker baute,
Und Heiligen die schönsten Mädchen gab,
Wenn ihre Wange noch für Erdenschne glühte:
Nicht weil sein wundervoller Stab,
Als Baum emporgesiegen, blühte †),
Bis ein den Pilgern merches Grab

*) Es ist bekannt, daß er der Apostel der Deutschen genannt wird.

**) Die eine Kirche da, wo jetzt Ortloff liegt, die andere zu Amelburg.

***) Pipinus, dem er gegen seinen ältern Bruder Grypho beystand.

†) Er hatte vor einer Kirchthür den Stab in die Erde gesetzt, als er die Kirche einweihen wollte.

Des Märtyrers Gebein empfangen,
Und Glöckchen von sich selbst zu läuten angefangen^{*)}:

Aus allen diesen Ursachen nicht; nur wegen des letzten Auftritts in seinem Leben. Um einige neubefehrte Friesen zu firmeln, hat' er an dem Ufer eines Flusses ein kleines Lager errichtet. Plötzlich wurd' er von den Heiden überfallen, und junge Helden, die er um sich hatte, wollten gegen ihre Landsleute streiten.

Sanft, wie ein Himmelsbote, trat
Er zu den Seinigen, und bat,
Um ihn den Frieden nicht zu brechen,
Nicht ihres Freundes Tod zu rächen.
Es hörten Engel ihn die süßen Worte sprechen
Und segneten die große That,
Und segneten den Priester, der nach Blut
Nicht dürslete, den Lehrer ohne Wuth;
Den Heiligen, der nicht ein Gott sich dächte,
Keln Kriegesheer dem Himmel warb,
Den Feinden selbst den Macken reichte,
Und froh für eines Volkes Ruhe starb.
Ein mildes Licht aus offnem Himmel floß

*) In dem von ihm erbauten Kloster zu Fulda,
wo sein Leichnam hingebracht worden.

Um ihn, da sich kein Auge schloß.

Der Himmel sang: „Im Tode Saufmuth lehren,
Durch eigne Menschlichkeit Unmenschliche befehlen,
Ist mehr, als Götzen widerstehn,
Auf Trümmern von Altären gehen,
Und einer Decha Bild zerstören*).“

Sagen Sie, bester Gleim, sollte nicht ein so
schöner Tod für hundert Vergehen Nachsicht ver-
dienen?

*.) Bonifacius zerstörte diese heidnische Göttin, die
der Stadt Schaburg verehrt wurde. Olear.
Hist. Thür. T. I. p. 163.

An Gleim.

Düsseldorf, den 4. April 1769 *).

Den Augenblick, mein liebster Freund, gab ich, unter fremdem Pettshaft, an Sie ein Päckchen

(*) Der Brief, den ich hier mit ein paar Abkürzungen, welche mir nöthig schienen, mittheile, war schon zur Vergessenheit bestimmt, als einige meiner Freunde mich um die Erhaltung desselben batzen. Sie glauben, daß ich ihn wegen der Art, wie er aufgenommen worden, als Denkmaal des Geistes jener Zeit, aufbewahren müßte. Es war damals die empfindsame Periode. Horick hatte in den bessern Seelen manches wahrhaft gute Gefühl rege gemacht, das sich in seiner Einfalt und Lauterkeit erhielt; dagegen suchten andre sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, die sie gern gehabt hätten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andre begnügten sich mit dem äußern Scheine der Empfindsamkeit. Ich, mit meinem unbefangenen Sinne, dachte nicht an die letzteren; und weil ich über-

auf die Post, worin Sie eine hornene Schnupftabaksdose finden werden, mit der Inschrift,

haupt dem grösseren Theile der Menschen zutraute, was ich nur von wenigen zu hoffen berechtigt war, so ließ ich die Epistel an Gleim in den Hamburger Correspondenten einrücken. Wie erstaunte ich, als gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was zur feinern Welt gehörte, zumal in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah! — Ein glücklicher Einfall! sagten die Drechsler; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation; bald wurden die Dosen von Horn, in großer Menge, nicht allein durch ganz Deutschland, sondern bis nach Dänemark und Ließland verschickt. Ein deutscher Reichsgraf benutzte sogar das Blech, das ihm seine Bergwerke brachten, zu Lorenzo-Dosen. Kurz, sie waren in allen Händen; aber eben darum, in was für Händen oft? Jetzt erkannte ich meine Schwärmerey, in welcher ich versprochen hatte, jedem, der mir dieses Ordenszeichen darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Wusste ich doch, wie geschwind dergleichen seine wahre Bedeutung verliert und in Mode ausartet! Indessen blieben viele ihrer ersten Empfindung getreu, und schliess-

auswendig auf dem Deckel: Pater Lorenzo, und intwendig: Morick. Nun schreibe ich den Brief dazu; und diesen sollen Sie in einem öffentlichen Blatte lesen. Den Sinn des Geschenks werden Sie gleich errathen; allein, ich wünschte, daß Sie eben so bald den Geber desselben errietthen, und es dem Herzen Ihres Jacobi zutrautten; aus dieser Ursache halte ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken lasse? Weil er in die Hände Wieler kommen soll, die unsre Freunde sind, oder es seyn könnten. Hören Sie also, mein Liebster, die Geschichte der Dose! Meinem Bruder, der mit mir gleich empfindet, und einem Zirkel von gefühlvollen Frauenzimmern, las ich, vor einigen Tagen, Moricks Reise vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franziskaners Lorenzo, welcher Morick um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanft-

tegroll in seinem Nekrolog erzählt von, einem wirklichen Lorenzo-Orden, dessen Stifter ein Mann von Ansehen und von ausgezeichneten Verdiensten war. Lebrigens charakterisiert es die gebildete Klasse seiner Zeit, daß weder ein Wöhling in der Gesellschaft über meine Dosen zu spötteln, noch ein mit ungünstiges Journal sie öffentlich anzugreifen sich getraute.

müthiges Betragen dem Engländer Neue darüber einflußte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab u. s. w. Wir lasen wie Moric diese Dose dazu gebraucht, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen, und den seinigen, bey den in der Welt zu kämpfenden Kämpfen, in Fassung zu erhalten. „Der gute Mönch war gestorben; Moric saß bey seinem Grabe, zog die kleine Dose her vor, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen aus, und weinte.“ Wir sahen einander still schweigend an; ein jeder freute sich, in den Augen des andern Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo, und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Moric hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebet; und der Franziscaner, glaubten wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende, kanonisiert zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrt er seine Schüler: wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehrsten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch,

und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden! Wir alle kauften uns eine Schnupftabakdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Thrigen steht. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unsrer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerstehen. Unsre Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören, in einem höheren Grade, die sanftesten Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleich stellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie bekommen, als ein uns' heiliges Ordenszeichen; andern soll dieser Brief unsre Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabei

fühlen; andre nicht Muß genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampfe über sich selbst einzulassen; andre wohl gar klein genug seyn, sich an den Wehlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidigt scheint. Die ersten bedauern wir; von den zweyten hoffen wir Besserung, und die dritten leben nicht für uns. Vielleicht hab' ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten, hie und da, einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose von Horn, mit den goldenen Buchstaben, reicht. Ihn werd' ich so vertraut, als, nach gegebenem Zeichen, ein Freymaurer den andern, umarmen. O wie wollt ich mich freuen, wenn ich unter meinen hiesigen Mitbürgern einen so theuern Gebrauch einführen könnte! Dann würde die Religion sie nicht mehr entzweyen; einen gemeinschaftlichen Heiligen hätten sie; der protestantische Geistliche würde den katholischen Ordensbruder seinen Freund nennen, ihm verzeihen, daß er ein langes graues Gewand trägt; und der Ordensbruder lernte, bey seinen Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle, alle Menschen lieben, wegen der Gottheit, die für alle Menschen, aus Liebe, den Hain erschuf.

An die Frau von **

Bey Uebersendung einer Lorenzodose und des dazu gehörigen Briefs an Gleim.

Wenn, ihrem Heiligen zu fröhnen,
 Sich hübsche, junge Magdalenen
 Zu frommer Einsamkeit gewöhnen,
 Und fern von dieser argen Welt,
 Ein Kloster sie gefangen hält;
 Wenn sie die Augen niederschlagen,
 Wenn unter dichtgewebten Kragen
 Ihr schöner Busen sich versieckt;
 Ein grobes Kleid die zarten Glieder deckt;
 Wenn ungeschen, ungeküßt,
 Nicht mehr bekannt mit frohen Scherzen,
 Umleuchtet von geweihten Kerzen,
 Ein Todtenkopf ihr Spielwerk ist:
 Dann rufst sie die verlaßne Flur:
 Dann klagt um sie, dann zürnet die Natur.

In Wahrheit, gnädige Frau, ich würde mir ein Gewissen daraus machen, einen neuen Heiligen zu erfinden, der uns einige von unsern

Schönen rauben könnte. Das aber haben Sie von dem, dessen Legende ich Ihnen schicke, nicht zu befürchten. Ich nahm mir die Freyheit, ihn für mich ganz allein zu canonisiren; die Cardinale wissen nichts davon. Genug, wenn er unsre Stimme hat, und die Stimme derer, die wie wir denken!

Ein recht guter Mann ist es, der nichts weiter von den Damen verlangt, als daß sie immer freundlich aussehen. Kann er etwas Ungemachmeres von Ihnen fordern?

Ein Auge, das so reizend lacht,
Das Sterbliche zu Göttern macht,
Und einen Gott bezaubern sollte,
Wie Schade, wenn es zürnen wollte!

Lesen Sie, meine gnädige Frau, die Legende, und setzen die kleine Dose auf Ihren Nachttisch. Sie läßt doch immer artiger, als Magdalens Todtenkopf.

An den Geheimenrath Kloß^{a)}.

Sie wissen, mein Freund, wie oft ich mit Ihnen über unsre neuesten Dichter spottete, über die Sänger der Schwermuth, die, ohne Anlaß und ohne Genie, dem ehrwürdigen Young nachklagen, und ihn herabwürdigen. Jetzt aber wär' ich beynahe selbst ein Nachtwandler geworden; hören Sie nur, wie es zuging!

Vorgestern, nachdem ich bey Gleim zu Nacht gespeist hatte, fiel unser Gespräch auf jene Dichter. Wir zürnten nicht sowohl auf sie, als auf die heutigen Aristarchen, die, wenn sie gleich ein solches Unwesen auf dem Parnasse nicht billigen, doch keinen Sänger der Freude mehr dulden wollen, und ihren albernen Ernst einem

^{a)} Zwar sind die Dichter von der traurigen Gestalt längst unter uns verschwunden, und es scheint, als wollte die von der burlesken Gestalt ihrén Platz einnehmen; indessen kann vielleicht die getreue Darstellung der erstern in diesem Briefe, als ein kleiner Beitrag zur deut-

großen Theile der Leser, sogar der besseren, mittheilen, indem man bereits ein kleines munteres Lied mit einer Art von Geringshäkung bey Seite zu legen anfängt.

Woll von diesen Ideen, ging ich nach Hause, wo ich einen Monolog hielt, und das Ueberspannte in der Phantasie der Dichter, so wie das Uebertriebne in den Forderungen der Kritiker, gewaltig rügte, ohne zu merken, daß ich selbst in Hyperbeln sprach. Nein, sagte ich, die Deutschen verdienen es nicht, daß man ihnen frohe Lieder singt. Lauter Leihensänger sollten sie haben, lautere schwarze Propheten, um die es kein großer Verlust wäre, wenn sie zuletzt gesteinigt würden. Wenigstens möchte ich auf eine Zeitlang ihnen solche wünschen, damit sie den Werth der Dichter einsehen lernten, welche die Natur um sie her verschöbnern, den Gang durchs Leben ihnen leichter machen.

schen Literaturgeschichte, für manchen einiges Interesse haben. Wenigstens beweist sie, zu welchem Unsinn unsre Schriftsteller sich schon durch Nachahmungssucht und Modeton verleiten ließen, und wie sehr man gegen jede neue Abweichung vom Wahren und Schönen eifern sollte.

Spät erst begab ich mich zur Ruhe. Die Stimmung, worin ich war, dauerte fort, bis ich einschlief; und nun sah ich das, was ich mir schon mit zu widrigen Farben gemalt hatte, in einem noch gresseren Lichte. Kurz, mein Freund, ich fasste den Entschluß, alle meine Liebesgedanken abzudanken, mich unter die Schar einsamer Jünglinge zu begeben, und etwas so Melancholisches zu schreiben, daß allen meinen Lesern Angst und bange dabei würde. Die langen, schrecklichen, halb griechisch- und halb deutschen Worte, die zu Nachtgedanken nothig sind, setzt' ich auf einen Zettel zusammen, und mit diesem Talisman ging ich aus, eine zur Begeisterung geschickte Gegend zu finden. Im Anfange fiel mir die Rabeninsel*) ein, wo ich von dem dichten Gehölz und von dem Gefrächte schwarzer Wögel mir vieles versprach. Bald aber hielt ich die Ruinen von Giebichenstein für schicklicher. Eingefallene Thürme, Felsen und Felsenklüste: O wie schön läßt es sich da klageln! An Eulen kann es auch nicht fehlen, und diese müssen nothwendig bessere Dienste thun, als die Raben. Ich betrog mich nicht. Raum hatt' ich, dem Berge gegenüber,

*) Unweit Halle.

an die Erde mich hingelegt, als ein erwünschtes
Abenteuer mir aufstieß. Oben auf der Spize
des Berges, neben dem zerstümmelten Thurm,
erschien mir plötzlich

Ein kleiner finsirer Genius:

Es sollten unter seinem Fuß,
Der mächtig niedertrat, die starken Felsen beben;
Allein die Felsen bebten nicht.
Entstellt und blaß war sein Gesicht;
Sein Auge suchte Wüsteneyen,
Und schien der Sonne sanftes Licht,
Der Wälder Grün, das bunte Thal zu scheuen.
Ein Leichentuch war sein Gewand,
Das Glittergold von Todtentränen
Sah' ich um seine Schläfe glänzen.
Dryaden gingen, Hand in Hand,
Nicht weit von mir, bereit zu frohen Tänzen:
Dem Faune zeigten sie den kleinen schwarzen Mann,
Und singen laut zu lachen an.

Ohn' sich an das Gelächter zu kehren, kam
mein Genius mit einer recht feyrslichen Miene
von dem Felsen herab, und trat vor mich hin.
Auf seiner Stirn glaubte ich alle Phantomen,
Myriaden, Neonen, hochdaherbrausende Donner
und tieffschauernde Finsternisse zu lesen, die auf
meinem Bettel standen; und, hätt' er sich gleich

nicht zu erkennen gegeben, so wär' er von mir
beym ersten Anblieke für einen Dämon gehalten
worden, der die natürlichen Dichter begeistert.
Doch er kündigte sich mir selbst unter diesem Na-
men an. Unmöglich konnt' ich ein kleines Lächeln
verbergen, das ihm verriet, wie wenig ich noch
in seinen Geheimnissen bewandert wäre. Schon
bereut' ich es, als er mit einer Bassstimme, die
bey der kleinen Figur etwas Possierliches hatte,
halb in poetischer Prosa, und halb in stolpern-
den Hexametern, die ich aber in gereimte Verse
übersehen will, mich also anredete: „Der du
willst, daß elende Sterbliche sich freuen, Unheil-
liger! zittere! — bebe! — Sieh auf meinen Lieb-
ling! — und — lerne von ihm!

Ihn schreckt am hellen Tage
Die bange Mitternacht,
Und wenn der Frühling lächelt,
Erkönnet seine Klage.

Da, wo sich mit Gesang
Verliebte Vögel locken,
Hört er der Sterbeglocken
Hochfeuerlichen Klang.
Ihm zeigt, auf jeder Flur,
Die seufzende Natur

Verlaßne Gräber nur.
 Bedeckt mit Todesblässe
 Schleicht er umher, und sieht
 Die trauernde Eppresse
 Da, wo die Rose blüht.
 Die jüngste Schäferin,
 Die schönste Waldgöttin,
 Ist ihm ein stummer Geist,
 Der hin auf Urnen weist.

Hingegen athmet er reinere Vergnügen, zu groß für diese verachtungswürdigen Zonen,
 Welche trunkne Freuden! welche olympische Wollust! nur dem Dichter fühlbar,

Der mit ätherisch leichten Schwingen
 Vom niedern Staube sich erhöht,
 Den Sphären etwas vorzusingen,
 Das selbst ein Seraph nicht versteht.

Hier kehrte mein Gespenst die Schaufel um,
 die es vermutlich deswegen in der Hand trug,
 um Gräber aufzuwerfen, wo keine sind, machte
 mit dem Stiel einen entsetzlichen Strich in den
 Sand, so wie seine Schüler auf das Papier —
 und war verschwunden. Die Gestalt meiner künftigen Muse, und noch mehr ihre Rede hätte mich
 von dem ersten Vorhaben gewiß abgeschreckt,

wär' ich nicht zu sehr mit dem Plan meiner Radhe beschäftigt gewesen. Wirklich begab ich mich nach unserm großen Kirchhofe, wo ich, mitten in der Nacht, zwischen Gräbern umher wandelte. Raum aber war meine melancholische Begeisterung angegangen, so bemerkte ich von fern ein Licht, das durch niedre Gesträuche schimmerte. Schauder überfiel mich, und in der Angst fand ich den Schluss eines Hexameters, den ich lange vergebens gesucht hatte. Dennoch fasste ich mich, und ging dem Schimmer nach. Wie erstaunt' ich,

Als ich den kleinen Amor sah!
Mit seiner Fackel saß er da,
Gelehnt an eines Grabes Hügel,
Und ließ den Thränen ihren Lauf.
Es keimten unter seinem Flügel
Die schönsten Blumen auf.

Amor, unter den Nachtwandlern, auf einem Kirchhofe? Die Frage, die ich mir selbst heimlich thut, mochte der Knabe gleich errathen; denn mit leiser Stimme sagt' er mir: Dieser Hügel bedeckt eine junge reizende Schön'e.

Sie starb im unentweihten Kranze,
Den Grazien ihr aufgesetzt.
Dies ist die dritte Nacht, seit, fern von Spiel
und Tanz'e,

Mit Thränen ihre Gruft ein Götterkind beneßt,
 Kam Jupiter in schwarzen Wettern,
 Denn hießt ihr sanfter Blick
 Den rächerischen Arm zurück
 Geliebt war sie von allen Göttern
 Mehr, als der Weise, der in Wüsten sich gefällt:
 Denn Freude gab sie nur der Welt!

Diese letzten Worte waren mit einem Lächeln begleitet, das mitten unter den Thränen heroerbrach, und einen zu starken Eindruck auf mich machte, um nicht meine Rache zu zerichten. Der Liebesgott aber nahm von dem Hügel, an welchem er saß, einige Rosen, und fuhr mit heiterer Miene in seiner Rede fort:

Soll Amor ewig hier verweilen?
 Nein, diese Blumen gab mir ihre Gruft:
 Mit ihnen will ich hin auf jene Tristten eilen,
 Wo Jugend mir und Unschuld ruht;
 Mit ihnen will ich Dreaden
 Und Hirtenmädchen und Dryaden
 Zu einem neuen Feste laden,
 So bald der junge Tag erwacht.
 Warum soll Finsterniß und Nacht,
 Die bey den Todten wohnt, auch Lebende schon drücken?
 Ein Weiser lerne sich und eine Welt beglücken,
 Und selbst auf Gräbern Rosen pflücken!

Eine so philosophische Rede hatt' ich von dem kleinen Gotte nicht erwartet. Ich versprach ihm, auf das morgende Fest zu kommen, und vergaß den schwarzen Genius mit allen seinen Lieblingen. Schon begann die Morgenröthe; schon erwachten auf allen Zweigen die Wdgel und sangen. — Bald aber entdeckte ich, daß es die meinigen im Nebenzimmer waren, die mich aus dem Schlafe weckten. Leben Sie wohl! —

An 92

Auch Sie verlangen also die Spielerey mit den Worten, welche die Fürstin von Anhalt-Bernburg in Halle mir aufgab, um sie, weil dieses ein Lieblings-Zeitvertreib in den dortigen Gesellschaften war, in einen Zusammenhang zu bringen. Ich schrieb einige Verse, als etwas zur augenblicklichen Unterhaltung Bestimmtes, flüchtig hin, und wunderte mich sehr, da ich bald darauf meine Poesie in den Hamburger-Correspondenten eingerückt sah. Nicht lange, so hatte man überall Abschriften davon; ich hörte mehr Lob darüber, als über irgend eins meiner andern Gedichte; und wie mußte ich lachen, da sogar der kritische Ebert mir zu dem gelungenen Versuche Glück wünschte!

Sonderbar, daß auch einsichtsvollen Männern ein kleines Kunststück wegen der überwundnen, oft geringen, Schwierigkeit, gleich einem wirklichen Kunstwerke, gefallen kann!

Hier haben Sie die Verse; nur rühmen Sie mir dieselben nicht! Sonst frage ich: Ob ich denn so selten etwas Besseres mache?

Aufgegebene Worte.

Carreau-Aß, Eyerküchen, Spiegel, Liebenschwürdig, Mogol, Stuher, Rosen, Markenschachtel, Schlitten, Lüftpruße, Fahnen, Herz.

Das goldene Zeitalter.

In jener goldenen Zeit, in der Saturn regierte,
 Als noch ihr ungekünstelt Haar
 Die Nymphē nur mit Rosen zierte,
 Und Quell und Bach ihr Spiegel war,
 Als auf dem Rasen sie der Erde Lieder weckten,
 Und Markenschächtelchen die Tische nicht
 bedeckten;
 Als keine Schöne noch in späten Nächten saß,
 Und im Tarock bey Carreau-Aß
 Der Mutter Unterricht vergaß:
 Als man dem Stuher nicht auf jedes Wörtchen
 glaubte,
 Und Pfand und Schlittenrecht ihm keinen
 Kuss erlaubte;
 Als man vergnügt im stillen Thal

Den väterlichen Ufer nußte,
 Und kein Bedientenschwarm, in weitem Marmor-
 Saal,
 Auf Leuchtern von Krystall dreihundert Licher
 pußte;
 Da konnten die Zufriedenheit
 Selbst Mogols Schäze nicht versuchen;
 Da saß die alte Redlichkeit
 Bey schlechter Kost, bey Brod und Eyerkuchen,
 Und reiner Lust war jedes Herz geweiht;
 Da prangte man nicht mit zerrissnen Fahnen,
 Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner
 Zähnen;
 Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt.
 Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Die Winterreise 1769.

(Vorbericht, geschrieben im Januar 1807.)

Auch über diese war schon das Verdammungsurtheil gesprochen, und auch bey ihr ließ ich durch einige Freunde mich bereden, sie noch einmal durchzugehen, und genauer zu prüfen. Ich that es mit der größten Strenge. Vieles wurde gleich durchgestrichen, insonderheit alles das, was von weitem einer Empfindesley ähnlich sah. Der Taubenschlag ist nicht hieher zu rechnen; denn mehrere vorzügliche Dichter, unter den Alten und Neuen, haben sich der Thiere gegen den Menschen angenommen, und ihn der Grausamkeit beschuldigt. In dem übrigen fand ich zwar keine, für unsre Zeit neuen Wahrheiten, aber doch solche, die für jede Zeit wohlthätig sind, und die man immer, bey andern Gelegenheiten oder unter andern Bildern, wiederholen darf. Ein kalter Beurtheiler wird freyslich noch manches daraus wegwünschen; aber sollte ich, um vor seinem Tadel sicher zu seyn, Empfindungen unterdrücken, die

mit jugendlicher Wärme, unmittelbar aus meinem Innersten hervorgingen, und die gewiß hier und dort ein Herz antreffen, das sich ihnen öffnet, und mir dafür dankt?

Was mich außerdem zur Verbesserung dieser Reise aufmunterte, war die französische Uebersetzung derselben *), deren zweyte Auflage in Paris, und noch dazu während der Revolution, mit besonderer Freude und Liebe aufgenommen wurde. National-Interesse konnte sie für die Franzosen nicht haben, weil alles in ihr deutschen Grund und Boden verrath. Der Mensch also freute sich, dem Menschen zu begegnen.

Damit der Leser mir leichter folgen könne, ist es wohl nöthig anzumerken, daß mein Weg von Halberstadt über Braunschweig, Hannover, Osnabrück, Münster und Duisburg nach Düsseldorf, meiner Vaterstadt, ging.

Die Sommerreise hab ich, als der Erhaltung unwürdig, verworfen.

*) Le voyage d'hiver. Traduction libre de l'allemand de M. Iacobi, par M. Armandy à Lausanne 1796.

Einleitung.

Eine Reise von ungefähr fünfzig Meilen, in der traurigsten Jahrszeit, durch einen großen Theil von Westphalen? Was kann man da sehen und hören, das wiedergesagt zu werden verdiente? Welche unfruchtbare Gegenstände?

Gebirge, die der Nebel drücket,
 Erstarre Wälder um sie her,
 Von freudiger Begeistrung leer;
 Und Dörfer halb im Rauch ersticket;
 Zu ihrem schwarzen Herde heim.
 Gekehrt, der Einfalt arme Söhne,
 Und ihrer Sprache rauhe Töne,
 Vor denen jeder sanfte Reim,
 Wie Echo, die mit Hirten plaget,
 Vor lauter Sturmgetöse zaget;
 Ein Thurm, der über Hügel raget,
 Und seiner Glocke dumpfer Klang;
 Des Haushahns nüchterner Gesang;
 Auf langen, unwirchbaren Heiden,

Auf todtem Feld, auf öden Weiden,
 Ein unabsehlich Einerley;
 Der Dohlen heiseres Geshey,
 Und Winde, die sich müde schwärmen;
 Ein Bach, von Raben nur begrüßt,
 Der am bereisten Ufer fließt,
 Wo große Mühlerader larmen;
 Und überall der Schwermut Bild,
 In finstre Wolken eingehüllt! —

Nichts als dieses, in Häusern, wo Menschen
 wohnen, und auf Feldern, zu denen der Sommer
 zurückkehrt? O ich würde mich in einen
 Winkel der Erde verbergen, und weinen! Wie
 glücklich, daß ich auch im Winter den Wiesen
 ihr Grün, den Westen ihre Blätter geben kann,
 und daß selbst die Einsamkeit ihre rührenden Auf-
 tritte für mich hat!

Die Heide.

Nicht so sehr über die betrübten Gegenden, wo man einige Meilen weit nur Himmel und Erde sieht, nicht so sehr über diese klagte ich, als über die Menschen, die, in solche Gegenden einzuschlossen, wenigstens einen kleinen Theil derselben, so viel es möglich ist, bauen und auszschmücken sollten. An einigen Orten sah' ich einen einzelnen Baum, der, wenn er blüht, den besten Bäumen des Waldes nichts nachgeben muß. Warum, sagt' ich, warum hat er keine Nachbarn?

Ihr, welche das Geschick in Wüsteneyen t'ug,
 Wo hier und da, mit bangem Flug,
 Ein Vögelchen verloren irret;
 Der kälteste Nord in nackter Ebne bläst,
 Und, wenn die Sonne glüht, kein angenehmer West
 Der Nymphen lockig Haar verwirret;
 Wo jeder Lenz vergebens Wies' und Flur
 Und Staude sucht; zurück der See; hyr schauert,
 Und jeder Herbst mit leerem Schoße trauert;

O ihr Bewohner! seht die Anmuth der Natur,
 Die euch so gern beglücken wolle:
 Seyd gütig, wie sie selbst, verfolget ihre Spur,
 Und helft der immer schaffenden Natur.
 Da, wo kein Fluß in grünem Schatten röste,
 Da pflanzet junge Wälder hin.
 Wenn euß der Bäume Laub nur wenig schüßen sollte,
 So kennt ein edles Herz den höheren Gewinn,
 Für eine künst'ge Welt die Erde zu verbessern,
 Und das Gebiet der Freude zu vergrößern.

O Freude! du belohnst uns dafür,
 Du lohnst es, wenn ich einst erblasse,
 Noch in der leh:en Stunde mir,
 Daß ich mit meinen Liedern dir
 Ein kleines Erbtheil hinterlasse.

An den Consistorialrath Jacobi.

Ihr Name, verehrungswürdiger Freund, fiel mir ein, als ich das Wort Freude schrieb; selbst nachdem ich meine Lieder nannte, wag' ich es, ihn herzusehen. Ein Beweis für die Unschuld des Dichters, und für den liebenswürdigen Charakter des Mannes, der mit eben der Miene den Menschen Hochachtung gegen ihren Schöpfer einprägt, womit er die muntern Gesänge seiner Kinder hört; dessen geselliges Leben der Nachwelt nicht weniger bekannt zu werden verdient, als seine Schriften. Ist kein gütiger Schuhgeist da, der dieses Blatt für die Enkel erhält, und bey dem Namen meines Freundes sie alle das Sanfste fühlen lässt, was jemals in die Seele eines Weisen gekommen ist? Schrecken überfalle mit diesem Namen den großen Haufen gemeiner Priester! Ich hasse sie, weil sie den Gott nicht kennen, der gern verzeiht, und überall für die Freude seiner Geschöpfe sorgt.

Sie wollen jede Lust verdammen,
Und drohen unversöhnte Flammen
Dem, der die Wahrheit sucht, und suchend sie
verfehlt.

So wachsen Stürme sich auf jungen Blumen-
beeten,

Um jede Rose da zu tödten,
Die sich die Unschuld, mit Erröthen,
Zum Hochzeitkranze schon gewählt.

So steht auf nächtlichen Gebürgen
Ein Engel, ausgesandt zum Wurgen,
Der seine Todesopfer zählt.

Doch nein; Dieser Engel sieht mitleidig auf
die Schuldigen herab, und mit Thränen bezeich-
net er die Stelle, wo sein Schwert sie treffen soll.
Wenn Sie, mein Freund, den Christen sagen,
daß sie Menschen seyn müssen: O dann,

Dann schlägt' mein Herz, beym süßen Ton
Der göttlichen Religion;
Ich seh des Engels Majestät,
Der glänzend durch die Schöpfung geht,
Ein Lied auf goldner Harfe spielt,
Und noch den Kuß der Engel fühlet;
Die Sonnen grüßt, in seinem sanftern Licht,
Und: Friede sey mit dir! zu einer Erde spricht.

Will der gütige Schutzgeist, nach welchem ich
mich umsah, dieses Blatt nicht erhalten, so thue
du es, o Freundschaft! Dies sey mein Denkmaal
bey den Nachkommen, daß ich von den besten
unter den Menschen geliebt wurde.

Der Taubenschlag.

Wohl dem, welchen es freut, an einem stattlichen, mit Gold eingelegten Kamine von Marmor, ein Gespräch im Tone der feinsten Welt anzuhören, der aber eben so vergnügt auf einem dreibeinigen hölzernen Stuhl an einem großen westphälischen Herde sitzen kann, wo die Flamme hoch auflodert, und ein alter Wirth, gleich dem, der jetzt neben mir sein Pfeifchen raucht, ihm gutmütig die Hand bietet! Mir ist hier wenigstens eben so wohl, wie dort; allein ich rede mir das nicht zur Wahrheit an, sondern es ist eine glückliche Laune, ein gewisser kindlicher Sinn, der mich leicht etwas finden lässt, worüber ich mich freue. Viele haben dagegen einen kindischen Sinn, der nur prächtige Decorationen verlangt, weil ihm an diesen mehr als am aufgeführten Stücke gelegen ist. Mir war es immer um die Scene des Menschenlebens zu thun, deren jede ihre eigne Verzierung fordert.

Wie gehts, Alter? sagte ich. — „Es geht nicht so übel, Herr! Meinen Sie nicht auch, daß hier die rechte Gesundheit ist?“ — Er wies auf sein Herz. Um vergoldeten Kamin hätte ich wohl schwerlich so etwas gehabt — dachte ich bey mir selbst, als zwey gemeine Tauben herein kamen, auf den Schoß der jüngsten Kinder floßen, und aus ihrer Hand fraßen. Der Alte, weil er sah, daß ich die Tauben streichelte, sagte: Sie sind nicht schön, aber besonders freundlich; darum, setzte er mit Lächeln hinzu, werden sie auch nicht geschlachtet. Keiner von uns könnte sie umbringen, und noch weniger davon essen.

Das war mir aus dem Herzen geredet; denn oft schon fand ich in unserm Umgange mit den unschuldigen Tauben etwas Empfrendes. Oft hätte ich ihnen zutusen mögen: Wie könnte ihr noch unter uns wohnen? Auf unseren Dächern, wo wir euch gemäßliche Häuser bauen, ist die Gastfreyheit nicht heilig. Keht in eure Wälder zurück!

O flieht, ihr Täubchen flieht das grausame Geschlecht!
In unserm Schuze spielt und füßt ihr unerschrocken,
Indes wir tückisch euch zum Untergange locken.
So treulos war noch nie des Waldes Völkerrecht.
Wenn euch ein Räuber dort aus fernen Lüsten droht,
So zeigt er sich als Feind, und jeder Blick ist Tod.

Voll heimlicher Verräthereyen,
 Wird er den Tauben nie wohlthätig Futter streuen.
 Es tragen euer Nest mit süßen Schmeicheleien,
 Und schon bedacht auf mörderischen Raub.
 Des Falken Kinder nicht in ihrer Bäume Laub.
 Ihr guten Täubchen ihr! seht eurer Gatten Blut
 An den geliebten Handen kleben,
 Die eure Nahrung euch gegeben,
 Und kennt des Menschen ganze Wuth!

Müssen wir ja die arglosen Vogel erwürgen,
 müssen sie die ersparte kleine Mühe, selbst ihr
 Futter zu suchen, uns mit dem Leben bezahlen
 — so sollten wir nicht in eine solche Vertraulich-
 keit mit ihnen uns einlassen, nicht so viel falsche
 Hartlichkeit an ihnen verschwenden.

Diese Klage sey meinem Vater gewidmet, der
 in meinem kindlichen Alter, wo die Thiere vor-
 züglich zu unsfern Gespielen gehören, mir gegen
 das kleinste Thierchen Mitleid einslöste. Ihm
 danke ich die zarteren Empfindungen, die, we-
 nigstens von meiner Seite, mich in einen süßen
 Frieden mit der ganzen Natur sezen.

Der Reisegefährte.

Schon eine Stunde weit hatt' ich von dem Herde des gutherzigen Mannes mich entfernt, und noch immer dacht' ich an ihn. Vielleicht hatt' ich mit dem Sieg eines Helden mich nicht so lange beschäftigt. Auf einmal sah ich neben meiner Kutsche einen Reisenden, der, mit einem schlechten Mantel bedeckt, auf einem dünnen Pferde saß. Kaum konnte das Pferd durch den starken Wind sich durcharbeiten, und sein Herr wurde langsam unter unaufhörlichem Regen fortgetragen. Ein niedergeschlagener Hut entzog mir lange das Gesicht des Fremden; aber endlich kam er näher an den Wagen geritten, machte mir eine leutselige Verbeugung, und hatte dabei so etwas Heiteres in seinen Augen, daß ich gleich für ihn eingenommen wurde. Es war ein junger Mann, dessen starker Körper aller Witterung Trost bieten konnte. Auch hatt' er nicht das

Anssehen eines abgehärteten Neifenden, welches gemeinlich mit einer gewissen Verwegenheit pflegt verbunden zu seyn. — Auf seiner Stirne waren schon Runzeln, und in seinen Mienen nicht eine Spur von Kühnheit. Und dennoch schien er vergnügt! Je genauer ich ihn betrachtete, desto mehr Edles und Feines entdeckt' ich in seinen Blicken. Wenn sein Pferd stolperte, zog er geduldig den Zügel an, streichelt' es, und sprach französisch mit ihm. Unmöglich konnt' ich es länger aushalten; ich bot' ihm einen Platz in meiner Kutsche an, und mein Bedienter mußte reiten. Das Zutrauen, mit welchem er sich gleich zu mir setzte, machte, daß ich ihn noch mehr lieb gewann, und er bezeugte mir eine besondere Freude darüber, daß ich seine Sprache verstünd'. Leute, die für einander gemacht sind, errathen sich leicht; in weniger als einer halben Stunde waren wir tief in einem Gespräch, an dem unser beyder Herz gleichen Antheil nahm. Sie also sind auch ein Freund des armen Rousseau? sagt' er mit einem Feuer, das im Augenblick meine ganze Seele ergriff. Ja, antwortet' ich, die Schrift, die Hume selbst gegen ihn herausgegeben, hat mir seine Unschuld bewiesen. Krankheit, ein melancholisches Temperament, Verfol-

gungen haben seinen Geist niedergedrückt. Un-
glücklich genug ist er, daß er die Menschen nicht
lieben kann! Der Fremde saßte mich bey der
Hand, drückte sie, und sah voller Nährung mich
an: „Ach! mein Freund, ich danke dem Him-
mel, daß ich nicht, wie er, die Menschen hasse.
Wüßten Sie, wer ich bin!” Ich schwieg. „Einer
von dem Orden,” fuhr er fort, „den man jetzt
überall verbannt, und dessen einzelne Mitglieder
in ihrem Elende noch leichtsinnigen Spottieren
ausgesetzt sind. In meinem Alter mußt' ich mein
Vaterland verlassen, und auf ein Ungefähr
herum irren, bis mir vor kurzem auf den Gütern
eines deutschen Edelmanns eine Zuflucht ange-
boten wurde. Dennoch,” sezt' er lächelnd hin-
zu, „bin ich mit der Welt zufrieden.” Dieses
Lächeln drang in mein Innerstes; ich mußt' ihn
umarmen. „Seyen Sie versichert, daß der Spott,
„womit man die Vertriebenen Ihres Ordens
belegt, immer eine Grausamkeit in meinen Au-
gen war. Immer hab' ich die Nedlichen unter
ihnen beklagt. „Verzeihen Sie den Spottern,
wie ich ihnen verzeihen habe,” sagte der ehwür-
dige Pater, und wir hielten vor dem Posthause.

Der Reisegefährte.

Beyde standen wir am Fenster, und sahen, nicht die Sonne selbst, aber einige Strahlen von ihr auf einem weit entlegenen Berge. „Hätt' ich nur gelebt,” sagte mein Gefährte, „Ihnen die Hand zu drücken und diesen Sonnenblick zu sehen; ich würde das Wesen, das mich geschaffen hat, verehren!” Dies war die Folge von einem neu angefangenen Gespräche. Auf diese Art, versezt' ich, war es Ihnen leicht, bey Ihren Zweifeln gegen die Unsterblichkeit sich zu beruhigen. „Leicht war es mir, sobald ich weniger meinen gelernten Systemen, als dem System der Empfindungen folgte, und sobald ich die Natur da hörte, wo sie am liebsten uns unterrichtet. Einen Sommermonat bracht' ich in dieser Absicht auf dem Lande mit einigen Vertrauten zu, die mit mir gleiche Zweifel hatten. Jaimer mehr machten wir uns los von dem, was unserm ange-

bornen Gefühl fremd ist, und immer ruhiger wurden wir. Zwey Tage nach meiner Rückreise nach der Stadt, ging ich mit meiner Gesellschaft in die Gegend, die uns auf unsern Spaziergängen am liebsten gewesen war. Auf der einen Seite waren Aecker, auf der andern eine Trift, wo Schafe weideten; um uns her ein kleines Gebüsch. Wir sahen die jüngsten Lämmer an ihren Müttern saugen; zu unsren Füßen lag ein todtter Vogel, den der Wind halb im Sande verscharrt hatte; über ihm, auf einem Baum, hörten wir kaum geborene Vogel zwitschern; und in den Stamm einer längst gestorbenen Eiche trugen Bienen ihren Honig. Voll von einer Begeisterung, die mich oft überrascht, der ich mich aber nur bey meinen besten Freunden, und zwar selten, überlasse, rief ich aus: Hier erkenne ich dich, o Erde! du trägst deine Geschöpfe, und dann nimmst du in deinem Schooße sie auf. Dein Liebling, der Mensch, wird sanft in demselben ruhen, bis die aufgelösten Theile desselben auf eine andere Art zu den großen wohltätigen Werken der Natur gebraucht werden. Da, wo der todtte Vogel lag, und wo die Zungen zwitscherten, setzten wir uns hin, um die Empfindungen auszusprechen, die wir während

unsers Aufenthalts gesammelt hatten. Keiner von uns war ein Dichter gewesen; erst auf dem Lande fingen wir an, kleine Lieder zu machen, und, indem wir dieses letzte Werkchen schrieben, gelang es uns, verschiedene Stellen in Verse zu bringen. Alle Bilder nahmen wir aus der Natur, die wir vor uns sahen." Mein Gefährte holte darauf sein Felleisen, schloß es auf, zog ein Manuscript hervor, und gab es mir. „Wer weiß," sagt' er, „unter was für Leuten ich in dieser Gegend sterben werde! Nehmen Sie diesen Aussatz, und bedienen Sie sich dessen nach Ihrem Gutedanken. Ich freue mich, daß er mir selbst nicht mehr nöthig ist; denn nun bin ich eines künftigen Lebens versichert. Meine Tage werden nicht mit dem Alter und der Verbannung sich endigen."

Die Pferde waren vorgespannt; der gute Pater konnte mich nicht weiter begleiten; er sah mich noch einmal an, umarmte mich, und blieb an der Thür stehen, bis ich aus seinen Augen verschwunden war.

Selbstgespräch in der Kutsche.

Könnten doch die Weltweisen unter sich ihre Zweifel, als geheime Kabinetsgeschäfte, ausmachen, ohne diejenigen damit zu beschweren, deren Schultern nicht stark genug sind, sie zu tragen! Eitler Wunsch! Unterdessen reden die Philosophen noch eine Sprache, die für das Volk zu erhaben ist, und ihr Heilighum bleibt vielen verschlossen. Aber ihr, die ihr zu dem großen Haufen euch herablaßt, ihr Schriftsteller der Nation, ihr Dichter! Warum wollt ihr, anstatt durch eure süße Beredsamkeit überall Frieden auszubreiten, die beunruhigen, welche zu euern Füßen sitzen, um Weisheit zu lernen, oder ihren Kummer zu vergessen? Seyd ihr Wohlthäter des menschlichen Geschlechts?

Frage jenen, der kein Lied mehr singt,
Seitdem er Tag und Nacht mit euern Zweifeln ringt.

Warum entzieht ihr ihn dem Schooße stiller Freuden?
 Warum muß er den reichen Landmann neiden,
 Der kümmerlich den Acker baut;
 Der nichts als seine Saaten kennet,
 Allein voll Zuversicht den Gott der Saaten nennet,
 Und ohne Furcht der Tugend traut?

Nicht behutsam genug kann der Philosoph seyn, der zugleich ein Redner oder ein Dichter ist. Ich würde sogar Bedenken tragen, gewisse Wahrheiten auszubreiten, von denen ich überzeugt bin, daß es Wahrheiten sind. Sollt' es z. B. nicht Empfindungen in unsrer Seele geben, welche insonderheit für das Volk nicht genau zergliedert werden dürfen? Mir selbst sind einige Täuschungen des Herzens, wenn ich sie so nennen darf, eben so angenehm, als die Täuschungen in der Natur. Hätt' ich einen Sohn, niemals würd' ich den Helvetius fragen: Warum ich ihn liebe? Ganz überlassen würd' ich mich der süßesten Neigung; ganz Vater würd' ich seyn, und den für meinen Feind halten, der durch frostige Betrachtungen mir den allergeringsten Theil meiner Zärtlichkeit nehmen, mich einen Augenblick in meiner Glückseligkeit stören wollte. In der physischen Welt ist der optische

Betrug zu unserm Vergnügen nothwendig. Ein ungeheurer Kdrper, um welchen unsre Erde sich bewegt, der aus ungemeinster Weite sie erleuchtet und erwärmt, ist ein großer Gedanke. Aber lieber ist mir die Sonne so, wie sie mir erscheint, wenn sie

Mit dem Gesang der Abendflöte
 In einem Wäldchen sich verliert;
 Wenn sie die junge Morgenröthe
 Zurück im Purpurkleide führt:
 Hinter grün bepflanzten Höhen
 Steiget sie heraus;
 Lächelt Hirten, die sie sehen,
 Und bemalt, in ihrem Lauf,
 Kleine Blumen, die entstehen.

In der moralischen Welt glaub' ich, daß es auch Wahrheiten giebt, von welchen unsre Empfindung in einer eben so großen Entfernung siehen muß, als unser Auge von den Weltkörpern. Ein Sternseher nähert sich diesen durch sein Sehrohr; allein der Hirte betrachtet sie auf der Flur, und sieht einen schönen Abend, als der Astronom auf seiner Warte. Auf eben die Art machen jene Wahrheiten uns glücklicher,

wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte betrachten,
in welchen die Empfindung uns stellt. Ein Welt-
weiser sieht sie auseinander, und kehrt oft traurig
von seinen Untersuchungen zurück.

Alle diese Ueberlegungen gingen vorher, eh'
ich den Entschluß faßte, das Manuscript des
liebenswürdigen Jesuiten zu übersehen. Endlich
 fing ich die Arbeit an, und endigte sie noch
unterwegs.

Das Manuscript.

„Hier, wo mich die Sonne sieht,
 Wo der Sturm verüber flieht,
 Wo, wenn Eigebirge schmelzen,
 Jede Wolke friedsam zieht,
 Jeder Ast für Menschen blüht;
 Wo sich laute Donner wälzen,
 Und der Donner mich verschont;
 Wo die Lust im Haine thront,
 Wo der Glück in Regengüssen
 Auf die Erde Segen bringt;
 Wo das Land zu meinen Füssen
 Ehrfurchtsvolle Wellen küssen,
 Und das Ufer Meere zwingt;
 Wo der West in Rosen fächelt,
 Schönheit Blumenkörte trägt,
 Und das Herz vor Liebe schlägt;
 Wo die Großmuth himmlisch lächelt,
 Und den Neid in Ketten legt:

Sollte ich hier zu meiner Qual geschaffen seyn?
 Sollt' ein Tyrann mich in eine Welt gerufen haben,
 in welcher die Küsse meiner Mutter mich
 bewillkommen? Ein Geschlecht, das durch Liebe

miteinander verknüpft ist, ward nicht dem Unglücke bestimmt. — Der Gedanke eines Gottes ist der Gedanke der Liebe; und sah' ein Geschöpf kein Erbarmen mehr um sich her, so würd' es bey seinem Schöpfer es suchen. Ja, ich kam aus den Händen eines gütigen Wesens; meine Bestimmung, welche sie auch sey, darf mich nicht beunruhigen. Ich wünschte unsterblich zu seyn: Wenn Menschen es seyn können, so bin ich es gewiß; oder ist die Vernichtung mein Loos, so kann diese nicht so viel Schreckliches haben, daß ich meine Geburt verwünschen müßte; denn sonst wäre ich nicht geboren. Mein Glück und meine Vollkommenheit steigen ins Unendliche; oder sie steigen so lange, bis es besser für mich war, zu seyn, und vernichtet zu werden, als nie gewesen zu seyn. Wir sterben: Sollten wir unentgeldlich der Natur ein so grausames Schauspiel geben? Hierin erkenne ich ihren Beherrcher nicht. Es muß der Tod uns größere Seligkeiten erwerben, oder das Leben ist eine Wohlthat, die wir nicht zu theuer mit dem Tode bezahlen. Giebt es höhere Geister, bey denen unsre ganze Dauer einen Augenblick ausmacht, warum wollen wir unsre Tage nach den ihrigen messen? Jede Gattung von Geschöpfen hat eine angemessene Länge

des Lebens. Das Insekt, das eine Stunde unter unsren Füßen kriecht, lebt nicht kürzer als wir; und für den Menschen ist ein einziger Morgen, was vielleicht ein Jahrhundert für den Engel ist.

Verdient ein Würmchen unsre Klagen,
 Wenn es, in Sommertagen,
 An einem Rosenblättchen hing,
 Und mit dem Blättchen unterging?
 Es sah den Rosenstock, es hat den West gefühlt;
 Es hat, von Blumen überschattet,
 In seinem Weltbau sich begattet,
 Mit andern Würmchen da gespielt,
 Und eine kurze Zeit
 Der Schöpfung sich gefreut,
 Sich sterbend einen Augenblick betrübt;
 Es hat gelebt, es hat geliebt;
 Du hast ihm, o Natur! was du vermagst, gegeben:
 Ein Würmchen kann nicht Jahre leben.

Wie viel glänzender ist unser Schicksal, als das Schicksal des Würmchens! In den Armen eines Freundes oder einer Geliebten, wenn da die Tugend einen Blick der Zufriedenheit uns giebt, wenn sie die Freude des Unglücklichen uns zeigt, den wir getröstet haben: Welche Wollust! Nur einen Tag, durch sie versüßet, o Gottheit!

und wir müssen für unser Daseyn dich preisen.~
 Aber die Gottheit gab uns mehr als einen Tag,
 und jede Minute des Tages hat ihre Dauer.
 In einer Minute kann die erhabenste Handlung
 gethan, und die höchste Glückseligkeit empfunden
 werden. Lang genug ist das Leben, wenn es
 der Natur gemäß ist. Ein vertrauter Umgang mit
 ihr setzt die Grenzen desselben weiter hinaus,
 und macht uns zugleich den Tod weniger fürch-
 terlich. Sollte dersjenige, der alles um sich her
 sterben sieht, nicht an diesen Anblick gewöhnt
 werden, und zufrieden, das zu seyn, was er
 seyn kann, dem allgemeinen Gesetze sich unter-
 werfen?

In einer solchen Fassung, wie sollte, bey dem
 Gedanken an einen guten Schöpfer, noch ein
 Zweifel mich ängstigen, wenn ich den Zweck seiner
 Schöpfung erfülle? Ich war des Lebens werth;
 womit hab ich die Heraubung desselben verschul-
 det? Ist sie nothwendig, so muß sie nicht so viel
 Fürchterliches, als das Leben Süßes haben; sonst
 müßte die Gottheit selbst bey dem Grabe der Zu-
 gendhaften trauern. Giebt es aber ein Leben
 nach dem Tode, so verdiene ich, fortzuleben;
 und weil ich fähig war, glücklich zu seyn, bin
 ich es ewig."

F o r t s e h u n g .

„Glücklich seyn, muß derjenige lernen, der dem Tode gelassen entgegen sehen will; wo nicht, so zittert er zugleich vor dem Gedanken der Unsterblichkeit, und vor dem Gedanken der Vernichtung. Vor jenem, weil sein Herz zu der höchsten Seeligkeit sich nicht vorbereitet; vor diesem, weil er sein eingeschränktes Leben nicht so verschönert hat, als er es verschönern konnte; weil er aufhören muß zu seyn, ohne das ganze Glück des Daseyns genossen zu haben. Eine quälende Reue! Wär' auch jede Hoffnung einer künftigen Dauer bey mir erloschen, ich müßte das Glück kennen, das Geschöpfen meiner Art am eignethümlichsten ist; ich müßte den höchsten Grad desselben erreichen. Kein Glück ist ohne Ruhe, keine Ruhe da, wo jede Handlung des Menschen mit seinen innersten Empfindungen streitet. Diese liegen oft tief unter andern Empfindungen

begraben: Rufe du sie hervor, o Natur! In dir
ist Wahrheit; du betriegst den nicht, der aus
deinem Schoose hervorging. Wohlthätig gegen
sich selbst, und gegen alles Mitgeschaffene seyn:
Dies lehrest du jedes denkende Geschöpf.

Du redest laut, den Freyler zu beschämen,
Wenn Grotten friedlich ihn in ihren Schatten
nehmen,

Wenn ihm der Zweig mit seinen Früchten winkt,
Wenn er den Saft der Rebe trinkt;
Es lispelet ihm die kleinste Staude zu:
Dir müssen meine Blätter grünen,
Dir muß die ganze Schöpfung dienen,
Und ach! ihr erster Feind bist du!

Auch da, wo die Natur im Wohlthun müßig
zu seyn, oder gar Feindseligkeit von Menschen
gelernt zu haben scheint, oder vielmehr, wo sie,
um ihren Plan zu verfolgen, und im Ganzen
vollkommener zu seyn, in ihren Theilen unvoll-
kommen sich zeigt; auch da müssen wir auf sie
sehen, und auf unser Gefühl achtet, indem wir
die Unwirksamkeit und die schädlichen Einflüsse
derselben mit ihren wohlthätigen Wirkungen ver-
gleichen. Was wird ein nicht ganz verdorbenes
Herz für ein Urtheil fällen?

Dort sinket er an seinem Stab
Ermattet auf die Erde nieder,
Der arme Greis! Vom Schne kehrt er wieder,
Dem er die letzten Küsse gab.
Wenn er zurück noch sieht und weint,
Wenn auf sein graues Haupt der heiße Mittag
scheint,
Wie glücklich dann, in schattigen Gebüschen,
Die Bäche, die den Greis erfrischen!
Wie glücklich, wenn er ruht, der weiche Klee!
So glücklich nicht ist jener todte See,
Wo sich das faule Wasser trübt,
Von Schnittern unbesucht, vom Hirten ungeliebt;
So glücklich nicht der Wüste durrer Sand,
Der Meere klippenvoller Strand,
Niech das Gesiade, wo die Sonne wüthet,
Und Krokodillen-Eyer brütet.
Ein leiser Abendwind erquicht
Die Lilien; es tragen sille Lüste
Mit Freuden ihre süßen Düste;
Doch wehe dem verborgnen Gifte,
Das in den schwarzen Kelch die Faust der Rache
drückt!

So sprechen wir über die Natur Segen oder Fluch aus, und dieser Segen oder Fluch ist gegen uns selbst gekehrt. Ein zartes fühlendes

Herz hat noch einen größern Schatz von Empfindungen, mit welchen es jeden Gegenstand betrachtet, und die, wenn es ihnen Gehör gibt, mächtig auf dasselbe wirken können. Lieber will ich unter dem Baume liegen, wo ein Hänsling seinen Jungen einige Körner von dem Überflusse des Ackers bringt, als an dem Fuße des Felsens, worauf ein Adler die Beute versieht."

Beschluß.

„Mit diesen Gesinnungen kann ein Weiser, der unter den Augen der Natur lebte, ruhig vor ihrem Angesichte sterben, mit der Versicherung, daß, wenn ewiges Glück das Theil der Sterblichen seyn kann, es auch auf ihn warte, oder, wenn seine Dauer aufhört, daß er hier so glücklich gewesen sey, als ein gütiger Schöpfer es wollte. Vielleicht litt er, bey wenigen Freunden, mehr, als seine Brüder; aber er fühlte die Erhabenheit einer Seele, die unvermeidliches Elend geduldig erträgt, und lernte liebreich seyn, wie die Gottheit. In den letzten Stunden überrechnet er alle Wohlthaten des Lebens, rüst die süßesten Empfindungen desselben zurück, und freut sich noch, gewesen zu seyn. Doch, wir wollen dem Schüler der Natur in einer reizenden Gegend seine Hütte bauen, und ihn da sterben sehen.“

Er dankt den kleinen Quellen,
Die gütig ihn getränkt,

Dem Zephyr und den Wasserfällen,
 Die murmelnd seinen Geist in süße Ruh gesenkt;
 Dem Monde, der ihm sanft geschienen,
 Dem Baume, dessen Laub den Schlafenden bedeckt,
 Der Linde, deren Lied im Grünen,
 Aus leichten Träumen ihn geweckt.
 Er sieht hinab ins bunte Thal,
 Empor zum milden Sonnenstrahl,
 Und ehrt des Himmels letzten Ruf,
 Und danket dem, der ihn zum Tode schuf.
 Ihm danket er für jeden heitern Tag,
 Den ein geprüfter Freund an seiner Brust gezählet,
 Für jede Last, die schwer auf seinen Schultern lag,
 Weil sie den Muth zu Tugenden gestählet;
 Für jede schöne That,
 Und, weil er gern verziehen hat,
 Für manchen unverdienten Feind,
 Und für die Nachbarschaft der Armen,
 Und für die Thränen voll Erbarmen,
 Die ungesehen er geweint.
 Erkenntlich gegen seine Flut,
 Befrieden mit der Welt, versöhnt mit der Natur,
 Laßt er, in fröhlichen Gebüschen,
 Sich seinen Staub mit andern Staube mischen:
 Und wenn der May die Blumenknospe bricht,
 Dann kommen Veilchen aus dem Staube,

Die einst der Jüngling in die Laube
Der ihm getreuen Hirten flieht.

Gedanke, der den Tod versüßet!
Es sicht mit uns das Glück der Erde nicht;
Wir lassen eine Welt, in der man lacht und küsst,
Und da verwesen wir, wo noch die Tugend spricht."

So weit geht das Manuscript. Obwohl es keinen Zweifel gegen die Unsterblichkeit erregt, sondern nur den Zweifelnden beruhigen will, und eben durch die Art, wie dieses geschieht, ihn dem Glauben an ein künftiges Leben näher bringt, so wär' es doch nie von mir bekannt gemacht worden, hätte der Besitzer desselben nicht, mit kleinerer Schrift und dazu gesetzter späterer Jahrzahl, Folgendes an den Rund geschrieben.

Die Randglosse.

„Als ich mit meinen Freunden diesen Aufsatz machte, war ich entschlossen, ihn nicht auf die Erben kommen zu lassen, weil mir die Mittheilung desselben gefährlich schien. Einige, fürchtete ich, mächtten daraus eine Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Untersuchungen herleiten. Seitdem aber bin ich durch eben die Gründe, die mich zuvor bey meinen Zweifeln nur beruhigten, zur Gewissheit der Unsterblichkeit gelangt. Derjenige, der vor der Vernichtung, so wie Young, sich entsehet, oder mit ihm lauter Elend auf der Erde sieht, muß, nach meinem System, ein unendliches Leben glauben, um die Gottheit zu rechtfertigen; denn nie war das Vertrauen auf ein allwaltendes liebendes Wesen aus meinem Innersten gewichen. Swar ist die Welt mir lachender, als einem Young; aber ich sah viele, denen sie es nicht war: Und wenn ich selbst vor der Vernichtung weniger zitterte, so machte das Schre-

cken Andrer mich aufmerksam. Diese Gründe wurden durch den Gedanken verstärkt, daß unter Menschen, die ewig sterben msten, kein Young aufstreten könnte. Wozu der über die Gegenwart sich wegswingende Geist, der, mit dem Begriffe einer höchsten Vollkommenheit, kühn von seinem Schdpfer die Unsterblichkeit fordert? O für einen Traum ist der Gedanke zu erhaben!

Getrost kann jeder Leser meinen Empfindungen folgen, weil ich es ihnen verdanke, daß ich dem Labyrinth, in welchem ich lang umher irte, glücklich entkam. Nicht das Gefühl, wenn es der Natur getreu bleibt, sondern falsche Weisheit ist es, die uns irre fhrt, und ein ängstliches Forschen hindert uns oft zu finden, was wir suchen. Mitten unter meinen Zweifeln, auch wenn ich am wenigsten die Auflösung derselben hoffte, ließ ich von dem Nachdenken über meine Bestimmung nicht ab; nur das Nachdenken darüber ruhiger zu machen, war mein ganzer Wunsch.

Mit einem Herzen, dem das Glück der Menschen heilig ist, übergebe ich diese Blätter meinen Freunden."

Die Eiche^{a)}.

An Sie dachte ich, theuerster Zimmermann, an Ihre patriotische Schrift von dem Stolze der Nationen, und an die unpatriotischen Deutschen: In dem zeigte der Postillion mir einen ungeheuern Eichbaum am Wege, den die Reisenden zu messen pflegen, und den ich schon einmal mit gemessen hatte. Jetzt war mir die Dicke des Baums weniger wunderbar, als sein Alter ehrwürdig. Ohne mich darum zu bekümmern, wie alt die Eiche werden könnte, schätzte ich die Jugend von dieser in die Zeit unsrer ältesten Vorfahren, gegen welche wir so undankbar sind. — Nie freute ich mich so sehr, ein Deutscher zu seyn!

Hier saßen Helden einst im Schatten,
Als Deutsche, selbst ein Volk, noch eigne Tugend hatten.

^{a)}) Bey Bomte, nicht weit von Osnabrück. — Man erinnere sich, daß dieses vor acht und dreißig Jahren geschrieben wurde!

Auf ihrem Schwerthe lag die Hand,
 Die nicht für fremden Sold, nicht für des Sieges Land,
 Für Lorbern und bekränzte Wagen —
 Nein! für die Freyheit nur und für das Vaterland,
 In Feinde fiel, und schlug, und würdig war zu schlagen.

Hier sprach ein Greis: Gesegnet seyd ihr mir,
 Ihr armen kleinen Hütten ihr!
 Erzählt dem Enkel später Zeit,
 Wie trüu, wie mutig er gesritten;
 Seyd ihm ein Bild von unsern Sitten,
 Lehrt ihn der Väter Redlichkeit.
 Du siehst uns, ehrenvoller Hain!
 Sey Zeuge, rausch es ihm entgegen;
 Sag' ihm der längst Gestorbnen lehsten Segen,
 Und lasß ihn siolz auf seinen Ursprung seyn!

Hier sang ein Mädel seine Freude,
 Wenn es den Liebenden nach einer Schlacht empfing;
 Wenn er, zum Scherz, erbeutetes Geschmeide
 Auf ihr Gewand von schlechten Zellen hing.
 Will man, bey sanfter Liebe Flehn,
 Was sich im Herzen regt, gestehn —
 O dann ist jede Sprache schön!
 Wie reizend war für dich, o Mädel, dein Gesang.
 Der nicht so süß, wie unsie Lieder, klang!
 Die Ahndung hätte dich betrübt,

Das einst dein Minnesied voll Zärtlichkeit und Würde,
 Das deine Sprache selbst, in welcher du geliebt,
 Ein deutsches Mädchen hassen würde.

Gern will ich Ihnen, meine Damen, an einem andern Orte etwas Artiges sagen; aber hier muß ich ein wenig mit Ihnen zürnen. Warum lieben Sie nicht mehr in einer Sprache, die, da Sie Deutsche sind, Ihrer Art zu empfinden, am gemähesten ist? Warum versöhnen Sie uns auch noch Ihre Liebhaber, denen Sie nur auf deutsch: Ich liebe Sie, sagen dürften, um sie mit ihrer Muttersprache zu versöhnen? Hätte diese nichts, als ihre Worte voll Nachdruck, so verdiente sie schon Achtung; allein sie hat mehr:

Allmählig bildeten vereinte Musen sie
 Zur schönsten Harmonie.

Es ließen Grazien sich deutsche Tempel weihen;
 Die Liebe sagt uns ihre Schmeicheleyen,
 Es sagt uns seine Ländelehen
 Der Scherz in unsrer Sprache vor;
 Doch alles ist umsonst für ein verachtetes Ohr.

Ja, alles ist umsonst, und deswegen will ich auch nicht weiter klagen.

Die kleinen Bäume.

Sähen Sie doch, lieber Gleim, die jungen Linden am Fuße jenes Berges, wie sie, gleich weit von einander, in allerliebster Ordnung da stehen! Sie können noch die Winde nicht herausfordern, und freuen sich, im Schutze des Berges zu seyn. Unter ihnen geht gewiß, wenn sie grünen, diejenige Begeisterung umher, aus welcher kleine Verse entstehen; die Verse, zu denen eine Huld-göttin zuerst

An ihrer kleinen Hand

Die kleinen Sylben zählte,
Und die Apoll erfand,
Als Psyche sich vermählte;

Die leicht und ungezwungen,
Voll Jugend, voll Natur,
Ein Cardinal *) gesungen
Der schönen Pompadour;

*) Der Cardinal Bernis.

Mit denen, menschenfeindlich,
 Ein kritisch Bölkchen zankt,
 Indes die Schöne freundlich
 Dem Liedersanger dankt.

Für Könige zu klein,
 Für den Palast zu weise,
 Vertheilen sie die Preise
 Der Schönheit nur im Hain;

Behorchen Nachtigallen,
 Und ahmen still, am Bach,
 Der Liebe zu gefallen,
 Den Ton der Einfalt nach.

Wenn Sie, mein Freund, mich einmal in einer
 schönen Jahrszeit nach meiner Heimath begleiten,
 dann wollen wir unter die jungen Linden uns
 setzen; und Sie singen den Bäumchen und den
 kleinen Versen ein besondres Lobgedicht.

Der Wald.

Den artigen Bäumen gegenüber hebt ein großes
Gehölz seine mächtigen Wipfel empor. Wie öde!
Nichts verräth die Spur von Menschen, als ab-
gehauene Bäume, und geöffnete Steinbrüche. Da
muß eine höhere Begeisterung ihren Sitz haben.

Da wohnt die Phantasie, die einen Wieland schafft,
Groteske Bilder sieht, und kühn zusammen rafft.

Ihr zeigt des Mondes ungewisses Licht,
Das mühsam durch den Wald in Felsengänge bricht,
Den herrlichen Palast versteinernder Zeniden,
Erbaut von Sylphen und Silphiden.

Da glänzet diamantner Reif
In Gärten, die das Aug' ermüden:
Centaur, und Ries', und Drach', und Flügelpferd,
und Greif,

Und Zwergen, Gnomenmädchen, Gnomen
Entsteigen, nach und nach, dem Reiche der Phantomen.

Ihr Aristarchen; frohlt indeß
Auf euern Aristoteles,

Verklagt die Ritter mit den Feen,
Verdammt die Schwärmerey, die unsern Geist entzündt:
Es wird kein Weißchen untergehen,
Worauf die Kunst ihr Siegel drückt.

Nebst der Phantasie, wird dieser Wald von
der Muse besucht, die den Preußischen Grenadier,
und nach ihm einen neuern Barden, unter einem
alten Namen *), hervorrief..

Sie sitzt auf gestürzten Eichen;
Da hört sie noch den schweren Fall
Des Beils, und, bey dem Wiederhall
Der Hörner, matte Jäger feuchten;
Sie lernt im Sturm, am Wasserfall,
Den mächtigen, den rauhen Schall
Verlebter Wörter oft ertragen,
Und alles voll Begeisirung wagen.

Mit Recht fürchtet sie eine zu weit getriebne
Bärtlichkeit, durch welche die Sprache sich ent-
nervt; jedem deutschen Dichter hält sie Opizens
Gesänge vor, und behauptet den Charakter ihrer
Nation.

*) Der Gesang Ringulphs, des Barden u. s. f.

Das Heiligenhaus.

Spotten will ich über das Bildchen nicht; so schlecht es auch gemacht ist. Für den Landmann ist es immer gut genug. Seine Tempel sind voll Einfalt, wie sein Herz, und die Götter, die er anbetet, darf er sich nur gütig bilden, um selbst gütig zu seyn. Unter einer höhern Gestalt schiesen diese vielleicht sich weniger zu ihm herabzulassen: Wo bliebe das Vertrauen? So sagt' ich, da eben ein Bauer vor einem Heiligenhause anständig den Hut abnahm. Aber für Geister, fuhr ich fort, die sich emporchwingen können, sollte man der Religion, auch in ihren sinnlichen Zeichen, mehr Erhabenheit geben. Ihre Begriffe sind diejenigen, an die unsre Seele von ihrer Kindheit an sich gewöhnen muß: Sind sie groß, so entsteht daraus eine gewisse Größe, die sich über die ganze Seele verbreitet. Warum werden unsre Künstler nicht, wie zu den Zeiten der Praxitele, dadurch angefeuert, daß ihre Werke zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt sind? Die Bild-

nisse der Bewohner des Himmels sollten des Himmels würdig seyn. Welchen Eindruck kann ein Heiliger machen,

Der, von der größten Hand geschmückt,
 Im gothischen Kapellchen sitzt?
 Ihn hätte Rom und Griechenland
 Gewiß für keinen Gott erkannt!
 Die alten Götter sind aus dem Olymp verbannt;
 Doch ist auch da, wo kein Altar ihn schützt,
 Apoll, in Marmor aufgestellt,
 Noch die Bewunderung einer Welt.

Wehe uns, wenn kunstverständige Nachkommen
 einst in allen Kirchen, auf allen Landstraßen die
 Mißgeburten unsrer Bildhauer antreffen! Von
 dem Geschmack und dem Genie unsers Zeitalters
 wird die Welt dadurch eine eben so traurige Vor-
 stellung bekommen, als diejenige erhaben ist, die
 von dem Geschmack und dem Genie der Alten
 ihre Götter uns liefern.

Der Fluß *).

„Über die Roer kommen Sie nicht,” schrie der Fuhrmann, der uns auf der Heide begegnete; „heute Morgen war das Wasser so groß, daß alle Wagen umfahren müßten.“ Nicht über die Roer? Wir wollen es versuchen, rief der Postillion, und fuhr zu.

Die Sonne war ganz untergangen, als mein Bedienter mir von Ferne den Fluß zeigte. Nicht über die Roer? dacht' ich, wie wird mein Bruder sich betrüben? Indes kamen wir näher, und ich entdeckte den Gott des Flusses, ungefähr so, wie Chapelle den seinigen schildert. Wie, wenn ich hinging, und selbst mit ihm spräche? Wenn ich ihn daran erinnerte (denn einen alten Mann kann man oft dadurch gewinnen), daß vor ungefähr fünfzehn Jahren mein Bruder mit mir seine beyden

*) Bey Duisburg.

Ufer betreten, und daß ihm das Kind müßte
gefallen haben? Sahst du nicht, könnt' ich ihm
sagen:

Sahst du nicht sein blondes Haar
Schön und lüstig fliegen?
Riedlichkeit und Freude war
In den edeln Bügen;

In dem Aug' ein offnes Herz;
Sanftere Gefühle;
Neben ihm der freye Scherz
Und die losen Spiele.

Jede kleine Nymphe sah
Nach dem schönen Knaben,
Und die kleinsten wollt' ihn da
Zum Vertrauten haben.

Bald aber besann ich mich, daß ein Fluß, dem
alle Tage so verschiedene Gesichter vorkommen,
sich nothwendig darunter verlieren, und, mit dem
glücklichsten Gedächtnisse, mich für einen lächer-
lichen Schwächer halten müßte. Besser wär' es,
ihm bloß zu erzählen, daß ich einen Bruder hätte,
den ich liebte, wie wenige Brüder sich lieben,
und daß ich von ihm sehnlich erwartet würde.
Vielleicht ließ er durch meine Klagen sich röhren.

Rennest du der Liebe Kuß,
 Hast du je geweinet,
 Hat ein brüderlicher Fluß
 Sich mit dir vereinet;

Dauern kleine Vögel dich,
 Wenn, in deinen Buchen,
 Sie mit süßem Kummer sich
 Wechselseitig suchen;

Bist du, wie die Götter sind,
 Güttiges Erbarmen;
 O so laß mich, o geschwind
 Laß mich ihn umarmen!

Dies sollte die Anrede seyn; schon war ich im Begriff, hinzugehen; allein nicht weit von mir stand ein allerliebstes Mäddchen, das bald in den Fluß hinab, bald nach dem jenseitigen Ufer sah, und mit der Hand einige Thränen verbarg, als wenn die Bäume nicht sehen dürften, daß es weinte. Vermuthlich war es ein unschuldiges Kind, das, durch den Strom von einem Liebhaber getrennt, sich selbst, wär' es möglich, seine Traurigkeit verhehlen wollte.

Wie konnte sich die Kleine so betrüben?
 Gewiß, sie mußte zärtlich lieben!
 Ach! jede Thräne ließ ihr schön;
 Und dennoch, müde sie zu sehn,
 Verborg der Wassergott sich tiefer in dem Schilfe;
 Am Ufer ließ er, ohne Hülfe,
 Das arme Mädchen siehn.

Nun war keine Hoffnung mehr für mich übrig.
 Derjenige, der eine weinende Schönheit unempfindlich läßt, ist zu jeder guten That verdorben.
 Warum konnt' ich den Gott nicht absekken, das
 Mädchen in eine Nymphe verwandeln, und ihr
 die Herrschaft über den Fluß geben? Ihr Arm
 hätte mit geringerer Stärke die Urne ausgegossen;
 oder sie wäre mitleidiger gewesen. Doch meine
 Verwandlung ging nicht an; deswegen bequemt'
 ich mich, die nächste Bauernhütte zum Nachtlager zu wählen.

Meierick *).

Städte nannt' ich in der Erzählung meiner Reise nicht; aber dich nenn' ich, kleines Meierick, weil du mehr, als die Städte, mir zeigtest. In dir sah ich die Natur in ihrer größten Einfalt, mit ihren wenigsten Bedürfnissen. Hier, sagte ich hier können ihre Schüler sie finden.

Hier zündet, an berauschten Wänden,
Sie selber, ländlich angethan,
Mit harten arbeitsamen Händen,
Die düst're Lampe lächelnd an.
Ihr Dreyfuß sind nur schlechte Bretter;
Drakelsprüche redet sie,
Zu dunkel oft für Erdengötter;
Zu dunkel für die Weisen nie.

* Ein Dorf, unweit Duisburg.

Eine gutherzige Wirthin brachte mir einen
irdnen Teller, legte grobes Brod daneben, machte
mir ein Bett von Stroh, und da wiederholt' ich
der Natur meinen Eid, ihr überall zu folgen.

Eine vergnûgte Naht, und ein vergnûgterer
Morgen! Die Sterne, von denen einige noch am
Himmel stuhnden, als ich wegfuhr, waren schwächer,
als jemals. Nur wenige Meilen entfernten mich
von Düsseldorf; schon däuchte mich, daß die
Luft meiner Vaterstadt mich anwehte.

Beylage zu der Winterreise.

Das Kloster^{a)}.

„In dem Kloster waren gewiß artige Nonnen!“ wird manche junge Dame sagen, wenn sie meine Ueberschrift liest. Ueber das Wort Nonne denkt sie nach, und bey dem Worte artig macht sie eine lose Miene. Verzeihen Sie: . Es waren Mönche, und zwar vom strengsten Orden; von denen, die wenig essen, gar nicht sprechen, und niemals ein Mädchen sehen dürfen. „Dann gingen Sie gewiß hin, um über die armen Mönche zu lachen“! Auch dieses nicht. So ungern ich mein ganzes Leben hindurch weinen möchte, so glaub' ich doch, daß man eben so wenig immer lachen muß. — Kurz, ich fuhr mit meinem Brü-

^{a)}) La Trappe, eine halbe Stunde von Tüsseldorf. Die Geistlichen desselben versicherten mich, daß es nur drey solcher Klöster in der Welt gäbe.

der dahin; wir sahen das Kloster von ferne, dunkle Bäume standen am Eingange; wir wurden stille. Für diesmal vergaßen wir alles, was ein Voltaire und andre von den geistlichen Orden gesagt haben; wir wollten diese Begriffe nicht mit über die Schwelle der guten Leute nehmen, von denen wir wünschten, freundlich empfangen zu werden. Ihr Enthusiasmus, dachte ich, hätte vielleicht, unter andern Umständen, sie zu rühmlichen Thaten geführt. Sie flichen die Menschen nicht deswegen, weil sie dieselben hassen; sondern weil sie sich zu schwach fühlen, unter ihnen zu leben. Wir zogen an der Glocke, die Thür öffnete sich. Wie einsam! Ich bat die Freude, mich nicht ganz zu verlassen, aber in einiger Entfernung mir zu folgen. Sie hatte weder die Blumen aus ihrem Haar gerissen, noch das Saitenspiel weggelegt.

Nur dämpfte sie die goldne Geyer,
Den Kranz verhüllte nur ein Schleyer;
Doch schwimmierte durch seinen dünnen Flor
Die kleinste Rose sanft hervor.

„Mein lieber Herr Pater, wir wollten gern Ihr Kloster besuchen“. Leutselig, und mit einem so heitern Gesichte, daß wir darüber erschauerten,

führte der Geistliche uns überall herum. Ihm, als einem Vorgesetzten, war es erlaubt, wenn Fremde kamen, zu reden. Erst wies er uns den Speisesaal, in welchem die Ordensbrüder sich eben hinsetzten, ihre schlechte Mahlzeit zu halten; darauf kamen wir an seine Zelle. Als er sie aufschloß, als ich in dem engen Verschluß von Brettern, der von einer oben gelasenen Öffnung sein schwaches Licht erhielt, das schlechte Bett von Stroh, neben diesem einen gemalten Todtentkopf, und zur Seite die Schaufel und das übrige Gerät sah, womit sie selbst ihre Felder bearbeiten müssen: Gott! Wie schlug mein Herz! Unser Führer lächelte. Gern hätte ich geweint. — „Aber ist es nicht selbstgewähltes Elend“? — Unempfindliche! Ihr wollt nur eure Thränen behalten.

Von da gingen wir in das Zimmer der gefährlich Kranken; es war leer. Auf dem Boden bemerkte ich das gemalte Kreuz, auf welches die eifrigsten unter ihnen sich legen lassen, wenn sie sterben wollen. Hier, dachte ich, hat mancher seine martervollen Tage geendigt, und mancher wird sie noch endigen. Dann vergißt er seine Leiden:

Dann schwebt um ihn ein Jubelton,
 Und ruft ihn zum verklärten Wolke;
 Sein starres Aug erblicket schon
 Das Chor der Heiligen in einer lichten Wolke:
 Sie zeigen ihm des Himmels neuen Reiz,
 Und Palmen blühen um sein Kreuz.

Gerechter Himmel! Sind diese meine Brüder
 nicht unsterblich? Dann war Unsterblichkeit für
 sie ein grausamer Irrthum, der um das Glück
 eines ganzen Lebens sie betrog, und du rafftest,
 o Himmel! den, der zuerst diesen Irrthum lehrte,
 nicht von der Brust seiner Mutter weg, als seine
 Zunge noch gebunden war?

Wie? stürzte nicht ein Fels herab,
 Den Weisen zu zermalmen,
 Der diesen Göttersitz in unsre Seele gab;
 Empfing ein frühes Grab
 Den Dichter nicht, der in erhabnen Psalmen
 Uns den Gesang der Engel hören ließ,
 Ein glänzend Loos, ein künstig Paradies,
 Und neue Sonnen uns verhieß?

Gewiß! Diese meine Brüder sind unsterblich!
 Das Krankenzimmer war eine gute Vorberei-
 tung zu dem Kirchhofe, den wir gleich nachher
 zu sehen bekamen. Diesen, sagte ich, hat gewiß

ein menschensfreundlicher Prälat angelegt, damit er seinen Untergebenen den Tod versüste.

Hier schlängeln junge Reben sich,
Hier scheinen der Verwesung Schrecken
Sich in den Schatten grüner Heden
Und dichter Bäume zu verstecken:
Ihr Freunde, hier begrabt mich!

Sobald einer von den Geistlichen eingesenkt ist, wird ohne Verzug ein neues Grab für den künftig Sterbenden aufgeworfen. Unser Begleiter wies es uns, und sah freundlich hinein. Auf den schwarzen Kreuzen, womit jeder Grabhügel bezeichnet war, las ich einige Namen und Jahrzahlen,

Und lispelte den Todten zu:
O findet die gewünschte Ruh
In diesen stillen Gräsern.
Ihr hörtet, fern von Menschen, nicht,
Wie Bosheit mit der Tugend spricht;
Allein ihr hörtet auch, auf liederreichen Triften,
Der Liebe sanfte Stimme nicht!

Nun waren wir überall umhergegangen; und nun sagte der gutherzige Vater, mit einem Ton und einer Miene, denen man nichts abschlagen

kann: Darf ich von unserm Brod und von unserm Getränk Ihnen anbieten? Ich gebe Ihnen, was ich geben kann. Er that es, bewirthete uns so, wie man zu den Seiten bewirthet wurde, als Götter noch an die Thüren der Sterblichen anklopften; sah dabey immer vergnügt aus, und bat uns, ihn öfter zu besuchen. Wären wir von seiner Religion gewesen (und er wußte daß wir es nicht waren), unmöglich hätt' er vertraulicher mit uns umgehen können.

O ich seh' ihn noch in seiner zufriednen Stellung, wie er zwischen uns saß, die eine Hand auf das Knie gelegt, und die andre beschäftigt, uns zu dienen. Nicht viel über eine Stunde waren wir bey sammen gewesen, und dennoch hatte unser Abschied etwas Särtliches. Mein Bruder und ich, als wär' es unter uns verabredet, nahmen zugleich, ein jeder eine von seinen Händen in die unstrigen, mit einer gewissen Ehrfurcht, die von jungen Weltleuten ihn desto mehr befremden mußte, da sie außer dem Schooße seiner Kirche geboren waren. Er drückte wieder unsre Hand, mit einem Auge voll Güttigkeit. Dieses Auge konnte nicht lügen!

Auch da wohnt die Freude! sagte mein Bruder, als wir zurückfuhren. Ja, versetzte ich,

und diejenigen, die reden und des Lebens gesießen dürfen, klagen über den Himmel. Er versicherte mich, daß er selten eine süßere Ruhe, einen solchen Frieden, über seine ganze Seele ausgebreitet, empfunden hätte.

Bey der Abendmahlzeit sprachen wir wenig, sahen uns oft einander an, und freuten uns, daß wir Brüder waren.

Das Lied der Grazien.

An Gleims Geburtstage, den 2. April 1770.

Wenn ein Mädelchen unter seinen Schwestern,
 Als die Schönste geht, ihr Busen sanfter schlägt;
 Wenn sie hohe Freuden in dem Gölle trägt,
 Und die Frevler, welche Tugend lästern,
 Durch ein Lächeln widerlegt;
 Wenn ein Dichter eine Welt bekehret,
 Und die Menschen süßen Frieden lehret,
 Süß, wie seiner Leyter Ton;
 O dann hat dem Mädelchen und dem Dichter
 schon,
 In des Lebens ersten Dämmerungen,
 Eine Grazie gesungen;
 Eine Grazie, die bey der Wiege stand,
 Als die zarte Seele, kaum geboren,
 Sich zu suchen schien, und noch verloren
 In dem ersten, tiefen Traume sich nicht fand.
 Da die zarte Seele schon zu bilden,

Schuf die Göttin, nach und nach,
 Wo das holde Kind im Schlummer lag,
 Eine kleine Welt von blühenden Gefilden.
 Durch die Silberwolken brach,
 Sanft gemäßigt, der Zug;
 Schöne Träume folgten schönen Träumen;
 Lämmer spielten unter Myrthenbäumen;
 Bey den Lämmern wohnte stille Ruh:
 Fernher sang ihr Lied die Grazie dazu.

Dunkel zwar dem Mäddchen und dem Dichter
 Sind der Kindheit erste Traumgesichter,
 Unverständlich ist das Lied für sie;
 Aber dennoch ihre Seele bilden,
 In der kleinen Welt von blühenden Gefilden,
 Muß des Liedes Harmonie.

Einst auf Blumen wird das Mäddchen liegen,
 Einst auf Blumen, wo im jungen May
 Nachtigallen über ihr sich wiegen;
 Und des Hirten Feldschalmey
 Ruft der Freuden bestres Chor herhey;
 Jedes Blättchen sagt im jungen May
 Lispelnd ihr, wie sahn die Unschuld sey.

Zwischen Hirten, welche Kränze winden,
 Wird der Dichter einst die Weisheit finden;

Voller Einfalt, so wie die Natur,
Wie der Himmel, rein, und lachend, wie die Flur.

Deines Lebens erste Dämmerungen
Sahen auch, die Grazien, o Freund!
Und dir haben sie, vereint,
Voll Unsterblichkeit ein Lied gesungen.

„Nymphen in den Hainen, in den Flüssen!
Kleine Nymphen, wachset auf mit ihm;
Spieler um ihn her, und lehrt ihn küssen:
Denn es wird der Bosheit Ungestüm
Sich, sobald er singt, zu seinen Füßen
Unter Blumenketten schmiegen müssen;
Denn er wird der Tugend Leid versüßen;
O ihr Nymphen in den Flüssen,
In den Hainen! lehrt ihn küssen;
Kleine Nymphen! wachset auf mit ihm.

Wachset auf mit ihm, und blüht geschnünder,
Junge Rosen! wachset auf.
Alle Weste wehen hier gelinder,
Und gelinder ist der Götter Lauf.
Hier besuchten Götterkinder
Ihren Liebling: O geschnünder
Blüht, ihr jungen Rosen! auf.

Blüht geschwinder, ihr Gebüsche!
Denn, im fröhlichsten Gemische
Gehen, unter Musen, hier
Mit dem schönen Knaben wir.
Glanz erfüllt die Gebüsche:
Seht! im fröhlichsten Gemische,
Seht! im Glanze steiget er empor
Zu der Götter Chor."

L i e d d e s O r p h e u s ,
 als er in die Hölle ging.

Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
 Diese Saiten hat ein Gott gefrönt;
 Er, mit welchem jedes Ungeheuer,
 Und vielleicht die Hölle sich versöhnt.

Meine Saiten stimmte seine Rechte:
 Fürchterliche Schatten, flieht!
 Und ihr winselnden Bewohner dieser Nächte,
 Horchet auf mein Lied!

Von der Erde, wo die Sonne leuchtet,
 Und der stille Mond;
 Wo der Thau das junge Moos besuchtet,
 Wo Gesang im grünen Felde wohnt;

Aus der Menschen süßem Vaterlande,
 Wo der Himmel euch so frohe Blicke gab,
 Ziehen mich die schönsten Bände,
 Ziehet mich die Liebe selbst herab.

Meine Klage tönt in eure Klage;
 Weit von hier geflohen ist das Glück;
 Aber denkt an jene Tage,
 Schaut in jene Welt zurück!

Wenn ihr da nur einen Leidenden umarmtet,
 O so fühlt die Wollust noch einmal;
 Und der Augenblick, in dem ihr euch erbarmtet,
 Lindre diese lange Qual!

O ich sehe Thränen fließen!
 Durch die Finsternisse bricht
 Nun ein Strahl von Hoffnung; ewig büßen
 Lassen euch die guten Götter nicht!

Götter, die für euch die Erde schufen,
 Werden aus der tiefen Nacht
 Euch in selige Gefilde rufen,
 Wo die Tugend unter Rosen lacht.

Elysium.

Ein Vorspiel mit Arien.

(Zum ersten Mal aufgeführt von der Gesellschaft königlicher Schauspieler zu Hannover, an dem Geburtstage der Königin. Im Januar 1770).

Personen.

| | | |
|--|---|----------------------|
| Elise. | { | Schatten in Elysium. |
| Schemire. | | |
| Eraft. | | |
| Lindor. | | |
| Ein ungenannter Schatten. | | |
| Vier tanzende Schatten. | | |
| Ein Chor von Schatten, hinter der Scene. | | |

Das Theater stellt die elysäischen Felder vor.

P r o l o g.

Ein Schatten aus Elysium.

Wenn Könige, durch nichts, als ihre Siege,
groß,
Von Sklaven sich vergöttert sehn,
Und voller Stolz in ihrem Tempel stehen;
Dann reiset aus der Nächte Schoß
Oft eine Furie sich los,
In ihren Festen sie zu stören,
Und jeden leisen Fluch der Bürger anzuhören,
Den, vom Geschrey des Hofs überdrückt,
Die rächerische Hand ins Buch des Todes schreibt:
Um ihn erklinget ihre Kette,
Wenn, sterbend, auf dem Purpurbette,
Der Mächtige, den alles flieht,
Nur einen leeren Thron, und ein Gewölbe sieht,
Wo der Verwesung lange Nacht
Kein Saint-Denis ihm minder furchtbar macht.

Er kommt: Es hemmen sich der Hölle schwarze
Flüsse; - -

So nennen ihm die Finsternisse
Sein unterdrücktes Vaterland;
Und Helden fluchen ihm, die er hinabgesandt.

Wenn aber ein Monarch der Erde Glück ges-
schworen,

Der nie den großen Schwur entweicht,
Den Schwur, von dem kein Thron die Könige
befreyt;

Wenn, in Entzückungen verloren,
Sein treues Volk ihn Vater heißt,
Und, o Natur! ihn deine Stimme preist;
Dann kehrt zur Oberwelt, beym Schall der Zu-
bellieder,

Ein Chor beglückter Schatten wieder!

Ihm singt das unsichtbare Chor
Elysische Gesänge vor.

Er stirbt, und segensvolle Worte
Begleiten ihn bis an die dunkle Pforte.

Da geht vor ihm ein Strahl von seiner Jugend
her;

Er leuchtet sanft am nächtlichen Gestade;
Da folgt ihm unbereute Gnade;
Der Altheren ist schreckens leer;

Die finstern Ungeheuer schwinden,
Und die Tyrannen selbst empfinden.

So wohnet unter uns erhabner Fürsten Lohn;
So droht ein Strafgericht dem Bürger;
Doch rüstet auch die Hölle schon
Sich gegen ungetreue Bürger;
Und reiner Wonne Glanz umgibt
Ein Volk, das seinen König liebt.

Du liebest Ihn, o Volk! Es knüpfen schöne
Bande,
Zum Ruhm der Menschlichkeit, nicht zu der Frey-
heit Schande,
Dich an den königlichen Thron.
Du liebest Ihn, den Göttersohn;
Weil keine flagende Trophäen
Auf deinen wüsten Aeckern stehen.
Du liebest Ihn, weil sein Palast
Nicht das geraubte Gold von tausend Bürgern
faßt,
Und Arme nicht beträcht nach seinem Golde sehen.
Du liebest Ihn, weil jeglicher Altar
Der Gottheit unverleßlich war;
Nicht Priesterwuth im Heiligtum entbrannte,
Und nie der Nachbarn Hohn dir einen Salas
nannte.

Du liebest Ihn, und Sie . . . Wenn in
ein stilles Thal
Die Frühlingssonne fällt, und sich zum ersten
Mal

An ihr ein zartes Weilchen wärmt,
Indes ein leichter West um junge Blätter schwärmt;
Wie dann herab von goldner Wolke
Die Blumengöttin lacht, so lächelt Sie dem Volke.
So lächelt Sie, die beste Königin,
Der Unschuld hohe Führerin,
Der Unschuld, welche sonst in Hütten sich ver-
steckt,

Und da die kleine Tafel deckt.

Ihr Länder! seht, wie unverstellt
Zu Ihr die Tugenden im Schäferkleide kamen;
Wie, vor den Augen einer Welt,
Sie nicht die heiligsten der Namen
Für unbedeutend, Ihrer unwert hält;
Wie Sie getreu den Gatten küßt,
Und, auch als Königin, noch eine Mutter ist . . .
Ihr Länder! jauchzet Ihr entgegen;
O jauchzet Ihr, und fordert Ihren Segen!

Ein holder Tag, ein süßer Augenblick!
Mich aber winkt Elysium zurück;

Wir fevern dieses Volkes Glück;
Und Euer Glück, erhabne Brüder*)!

Es müsse schön, wie unsre Lieder,
Und ruhig, wie ein stiller Hain,
In welchem edle Schatten gehen,
Die vor sich ihre Thaten sehen,
Ihr Fürsten, Euer Leben seyn!

*) Die Brüder der Königin, die Prinzen Carl und Ernst von Mecklenburg-Strelitz, welche bey der Vorstellung zugegen waren.

E l y s i u m.

E r s t e r A u f t r i t t.

In der Ferne der Styx.

E l i s e.

(Sie kommt in dem Nachen des Tharen an. Vier bekränzte Schatten empfangen sie, und sezen ihr einen Myrthenkranz auf. Die Schatten verschwinden. Elise sieht voll Verwunderung und Entzücken in diesen neuen Gegenden sich um.)

Welche Fluren! welche Tänze!
 Welche schön geflochtne Kränze!
 Welch ein sanftes Purpurlicht;
 Sanfter war die Morgenröthe,
 Die des Waldes Grün erhöhte,
 Mir im schönsten Lenz nicht.

Ist es nur ein Traum, Elise?
 Jeder Hain und jede Wiese
 Sind Gesang um mich herum.
 Friede, nie gefühlter Friede
 Tönet hier in jedem Liede:
 Dieses ist Elysium!

Ja, dieses sind die Felder, zu denen der Übergang aus jener Welt die Sterblichen ängstigt. Ein kurzer, ein leichter Schritt; und ihm folgen so viele Freuden! Ganz unbekannt sind diese Freuden mir nicht. Einen Theil derselben empfand ich an dem Tage, da ich einen kleinen Vorrath von Früchten in die Stadt zum Verkaufe trug, und unter einer Linde ausruhte. Wie hungerte den armen Mann, der mich um ein Almosen bat, und dem ich nichts geben konnte, als einige Früchte aus meinem Korb, und die Hälfte von meinem Mittagsbrote! Wie vergnügt setzte er sich zu mir hin, und wie schmaßhaft war mir das Brod, das ich mit ihm getheilt hatte! Aber ich habe ja die Richter der Hölle noch nicht gesehen? Genug! Mein Herz versichert mich, daß ich diesen Ort nicht entheilige. — Will dieser Schatten vielleicht mich zu meinem Richter führen?

Z w e y t e r A u f t r i t t.

Elise. Ein Schatten, (mit einer schwarzen Schale in der Hand).

Der Schatten.

Willkommen, Elise! Deinen Namen sagte mir dein Gesang.

Elise.

Mein Freund, senden dich die Richter zu mir?

Der Schatten.

Du bist schon gerichtet. Dein erster Gedanke in Elysium war dein Urtheil.

Elise.

Gesegnet sey der Mann, der neben mir unter der Linde saß! . . . Aber wozu diese Schale?

Bringest du sie mir, mein Freund?

Der Schatten.

Ja, meine Freundin! Jeder Ankommeling in Elysium muß aus dem Flusse der Vergessenheit trinken.

Elise.

Als ich starb, ließ ich eine Muster in der größten Armut zurück. Mit meinen Händen verdiente ich ein wenig Öl auf unsre Lampe, und ein wenig Feuer auf unsren Herd. Die Lampe wird mit meinem Tode, aus Mangel des

Dels, erloschen seyn, und bey dem letzten Holze
kochte sie meinen letzten Trank. Ich sehe sie noch,
wie sie vor meinem Bette kniete, und sich das
Gesicht verbarg. Sie weinte laut, als ich den
letzen Seufzer aussließ. Ein trauriges Anden-
ken! Aber vergessen möchte ich meine Mutter nicht.
Für sie wird die Gottheit sorgen, die für mich
dies Elysium schuf, und bald werde ich sie
wieder umarmen.

Der Schatten.

Wie viele Tugenden kamen mit dir in diese
Felder herab! Sie vermehren unsre Freuden.

Elise.

Ich hatt' einen Geliebten. Er war arm, und
mit ihm hätte ich meine Mutter nicht ernähren
können; deswegen gab ich ihm meine Hand nicht.
Er starb, und ich werde ihn wieder finden; denn
er war tugendhaft. Soll ich die Stunden, da
er mein Elend mir erleichtern half, soll ich die
vergessen?

Der Schatten.

Nein, liebenswürdiger Schatten, vergessen
föllst du deine Mutter und deinen Geliebten
nicht. Ruhiger nur föllst du deiner Leiden dich
erinnern.

Elise.

Wöllig vergessen möchte ich einen einzigen Umstand meines Lebens. Wir hatten einen Rechts-
handel, welcher unser kleines Vermögen uns
raubte. In einem Tage sah ich meine Mutter,
wie sie das letzte Stück Geld einwickelte; zu ver-
schiedenen Malen in ihren Händen es umkehrte;
bald mich, bald den Himmel ansah, und weinte.
Sie brachte es denen, auf deren Spruch unser
ganzes Glück beruhte; diese nahmen es, und
doch verloren wir durch ihre Saumseligkeit alles.
Wir haben ihnen verzeihen, aber der Himmel
hat den Blick meiner Mutter gesehen. Wehe
denen, welche damals im Gerichte saßen! . . .
O das Andenken an die Unempfindlichkeit der
Menschen möchte ich aus meiner Seele ver-
bannen.

Der Schatten.

Hier, Elise, wohnet überall zärtliche Liebe!
Du wirst unter diesen glücklichen Geistern jene
vergessen. Nur dann, wenn unsre Freunde die
Seligkeit Elysiums verscherzen, nur dann dürfen
wir uns nicht mehr erinnern, daß sie waren.
Eine zweyte Schale, wie diese, vertilget jeden
Gedanken an sie. Würde nicht der bloße Name
eines solchen Unglücklichen, selbst in diesen Fels-

dern, unsre Seligkeit, und, wenn sie uns traurig sähen, die Seligkeit anderer stören?

Elise.

Gieb mir die Schale. Wenn ich nur nicht eine zweyte leeren muß! . . . Ich wurde von einer Freundin geliebt; nicht lange geliebt . . . Aber sie hat mir viele Thränen gekostet! Himmel, wenn ich sie nicht wieder finde!

Der Schatten.

Du hast die Schale geleeret. Nun, Elise, nimmt diesen Kranz, und gieb ihn dem ersten Schatten, welcher Dir begegnen wird.

Dritter Auftritt.

Elise (allein).

Dem ersten Schatten? Gewiß ist es mein Geliebter! Er versprach, an diesem Ufer zu seyn, wenn ich anlangen würde . . . Wie würd' ich ihn lieben, jetzt da ich in Elysium bin! Ich fühl' es, ich wurde zu der reinsten Seligkeit geschaffen. Seitdem ich aus jenem Flusse trank, verschwindet mir alles, was ein kurzes Leben Trauriges hatte. Immer weiter geht das Elend von mir weg; immer leiser hör' ich die bangen Töne, woran

dieses Ohr gewöhnt war. Sogar die letzten Klagen meiner Mutter hör' ich leiser. — Ein schwacher Laut, der nicht mehr ängstigen kann!

So leise schlug mit ihrem Flügel
Die Nachtigall;
So leise rief am fernen Hügel,
Der Wiederhall.

Es hüllt sich jedes Bild von Schmerzen
In eine schöne Dämmerung:
Der Himmel ist in meinem Herzen
Und göttliche Befriedigung!

Ich sehe den Schatten . . . Aber mein Geliebter ist es nicht! Wer er auch sey, so ist es schön, in Elysium Kränze zu vertheilen.

B i e r t e r A u f t r i t t.

Elise. Themire

(von ferne, ohne Elisen zu bemerken).

Eine lange Nacht! . . . Aber jetzt eine neue Schönung! . . . O Natur, ich kehre zu dir zurück. — In jener Welt mochte ich die Sonne nicht sehen, wie sie auf und unterging: Eine lange Nacht

hat es mich gelehrt. O wie hätte da der kleinste Strahl der Sonne mich entzückt! Dieses Licht ist noch schöner als die Sonne. Wie schön ist alles um mich her! jedes Blättchen ist schön. In der langen Nacht grünte mir kein Blättchen, weil ich in jener Welt die grüne Wiese nicht sah. Ihr kleinen Blumen, ihr mußtet nur meiner Eitelkeit dienen ... Aber verlassen? Noch immer verlassen?

(Sie wird Elisen gewahr, die auf sie zugeht.)

Gütiger Himmel! Gutes, freundliches Geschöpf; ich kenne dich nicht; aber wie süß ist es, eine menschliche Bildung zu sehen! O sprich, laß mich wieder eine Stimme hören.

Elise.

Du sollst meine Stimme hören, du sollst von mir geliebt seyn. Unglückliche! Ich lebst du in einer Wüste?

Theophile.

O hätt' ich mit dir in einer Wüste gelebt! In einer zu großen Welt wurde ich geboren, und sie machte mein Unglück.

Elise.

Von der großen Welt war ich weit genug entfernt; und dennoch machte sie auch einen Theil des meinigen.

The mire.

Leider gehen diejenigen, die an den Höfen ver-
gessen machen, was Liebe, Freundschaft und
Menschlichkeit sey, leider gehen sie, wenn ihnen
da keine Verwüstungen mehr übrig sind, auch in
die Hütten, und rauben der Unschuld ihre guten
Empfindungen.

Elise.

Dieses war mein Schicksal nicht! . . . Allein
ich will dir nichts Trauriges erzählen.

The mire.

Großmuthiger Schatten! . . . Von mir sollst
du alles wissen; eher kann ich mich nicht beruhigen.— Alles sollst du wissen, und darum nicht
weniger mich lieben.

Elise.

Meine Freundin! Wir sind in Elysium.

The mire.

Ja, wir sind in Elysium. Wer ich, und was
mein Herz war, kannst du daraus heurtheilen,
daß eben dieser Gedanke mich mehrmals in Furcht
setzte. In Elysium? An einem Orte, wo weder
Sopha, noch Spieltisch, noch Anbeter sind, und,
welches mir das entsetzlichste war, wo kein altes
Geschlecht mehr etwas gilt?

Elise.

Unterdessen war für mich Elysium ein Ort, wo man nicht mehr hungert, und nicht mehr, weil man arm ist, verachtet wird.

Themire.

Ich hatt' eine Freundin; ich weiß nicht, ob sie noch in Elysium ist; aber ich werde sie suchen. Es war die Tochter unsers Pächters, und die Gespielin meiner Kinderjahre. O ein gutes, zärtliches Mädelchen! Ich Grausame! Wir bauten kleine Lauen zusammen, und pflückten Blumen, und küsteten uns. Damals war ich der Natur noch getreu! Wie liebte sie mich! Eine solche Freundin fand ich nicht wieder. Aber kaum wuchs ich heran . . .

Elise.

Das arme Mädelchen!

Themire.

Lange hatten wir uns nicht gesehen; da kam sie voller Freuden, und brachte mir einen Blumenstrauß, und ich . . .

Elise (für sich).

O ich muß sie umarmen!

Themire.

Und ich dankte ihr mit einer gnädigen Miene. Sie sah mich an, in ihren Augen waren Thränen; sie konnte nichts sagen, als sie Abschied

nahm, und als meine Bedienten ihr begegneten, weinte sie.

Elise.

Und das Mädchen hieß?

Themire.

Noch war Empfindung in meinem Herzen. Auch ich ließ einige Thränen fallen; allein meine Mutter fragte mich nach der Ursache; und da schämte ich mich; sie zu sagen. Hiermit gab ich der Unschuld das letzte Lebewohl.

(Elise geht auf sie zu, fasst ihre Hand, und sieht mit der größten Rührung sie an. Themire fährt nach einer kleinen Pause fort.)

Doch nein! Meine Freundin gerieth in Ver-
muth, und einst schickte ich ihr, ohne daß meine
Mutter es wußte, von meinem Spargelde. Aber
warum ließ ich sie nicht zu mir kommen, um sie
selber zu trösten?

Elise (für sich).

Sie ist es!

Themire.

Mitten unter allen Verstreuungen dachte ich im Anfang noch an sie; aber endlich wurde sie ganz vergessen; und nun fing ich an, die Menschen zu verachten, und mit Stolz auf diejenigen herabzusehen, die besser waren, als ich... Mein Ende

war da. In meinem Herzen erwachten die Empfindungen, welche man getötet hatte, und ich kam in die Gefilde der Nacht, welche die Hölle von Elysium scheiden, und die Klagen der Elenden vor den Ohren der Seligen verbergen. O wie klein wurde mir hier alles, was mir so groß geschienen hatte! Nur um ein schwaches Licht bat ich in den schrecklichsten Finsternissen. Nun dachte ich an meine verschmähte Freundin, als ich keinen Laut von Menschen mehr hörte. Ach! In Wüsten erst lernet man, was ein Geschöpf dem andern sei.

Elise.

Und nun liebst du das Mädchen wieder?

Themire.

Ob ich es liebe? Nur die Küsse, die sie mir in meiner Kindheit gab, waren aufrichtige Küsse. Was sind die Umarmungen der großen Welt?

Elise

(die mit einer noch größern Rührung sie ansieht, und ihre Hand in die ihrige legt).

Und das Mädchen hieß?

Themire

(welche nach und nach sie erkennt).

Elise!

(Sie fällt vell Zärtlichkeit in ihre Arme. Während des Eingangs zur folgenden Arie, setzt ihr Elise den Kranz auf.)

Du willst, Elise, mir verzeihen?
Was kann an diesen Ufern noch
Die Seligen entzweyeyen?

O kbnnten unsre Schatten doch
In die Paläste wiederkehren,
Und da der Menschen Würde lehren!
Dann lehrte nie den ersten Kuß
Die Nacht des Erebus.

Elise.

Wie glücklich, meine Themire: Dich hat der Himmel mir zur ersten Vertrauten im Elysium bestimmt. Aber Themire, hast du hier einen Geliebten?

Themire.

Anbeter genug hatte ich in jener Welt; aber keinen Geliebten. Geliebte nannte ich sie auch in meiner vorigen Sprache; allein in diesen Feldern redet man die Sprache der Wahrheit und der Natur.

Elise.

Du verdienst mit mir in Elysium zu sehn; das rum komm, und hilf meinen Geliebten mir suchen. Er hat gleich mir eine Hütte bewohnt; hilf ihn

mir suchen. Oft sah' er die Thränen, die um dich meine Zärtlichkeit weinte . . . Aber was für ein Schatten? Welch ein süßer Zwang hält mich zurück? Ich muß mit ihm reden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Erst

(ohne die Schatten zu sehen).

Keiner unter allen Schatten hat ihn gekannt! Und wie sollte man ihn kennen? Wer wird die einsame Wohnung in dem kleinen Thale besuchen? Seiner Nachbarn sind wenig . . . O Lindor!

Elise (voller Rührung).

Lindor!

Erst.

Welche Stimme! Wer bist du, freundlicher Schatten, der du einen von mir so geliebten Namen wiederholtest?

Elise.

Du nanntest ihn gewiß nicht öfter, als ich; und nie mit größrer Zärtlichkeit.

Erst.

Wer bist du?

Elise.

Ein in jener Welt unbekanntes Mädchen, unbekannt, wie Lindor; arm und redlich, wie er.

Erast.

Arm und redlich? Wir sehn uns wieder, mein Sohn!

Elise.

Dein Sohn? (sie umarmt ihn).

Erast.

Und du?

Elise.

Hätten die Reichen mit uns ihre Reichthümer getheilt, wie wir mit den Armen unsre Armut, so wär' ich seine Gattin. Aber dich darf ich doch meinen Vater nennen? O wie oft haben wir dich gesegnet!

Erast.

Meine Tochter! Meine geliebte Tochter!

Elise.

Eile, führe mich hin zu deinem Sohn; ich will an deiner Hand ihn wieder sehen, vor deinen Augen ihn wieder umarmen; ich will . . .

Erast.

Gütiger Himmel! Ist er hier?

Elise.

Und du sohst ihn noch nicht? Er ist lange mit vorangegangen.

Erast

(mit trauriger Stimme).

O mein Sohn!

Elise.

Wenn keine Seelen der Tugendhaften umkommen, so ist er hier.

Themire.

Gewiß ist er hier; denn ich bin in Elysium! Komm, meine Freundin! Vielleicht sucht er seinen Vater. Ach! In einer bessern Welt hätte ich deinen Geliebten glücklich gemacht. Auch Er muß mich sehen, und mir verzeihen.

S e c h s t e r A u f t r i t t.

Erast. Ein Schatten.

Erast (allein).

Umsonst! Sie finden ihn nicht. — Es giebt Schwachheiten, zu denen die besten Seelen herab sinken, und viele werden hier freygesprochen, welche die Welt verdammte. Aber wenn er durch

verstellte Tugend ein unschuldiges Mädchen bestrog. — O mein Sohn!

Ein Schatten

(mit Sanftmuth, aber mit Würde).

Eraft! Heilig sind die Felder Elysiums; diese Klagen entheiligen sie. Vielleicht ist dein Sohn in den Gefilden der Nacht, in welchen viele Seelen zu diesen Wohnungen vorbereitet werden. Schon haben unsere Richter den Herold abgesandt, der die Seelen zurück ruft; er soll ihn suchen. Ist er nicht in den Gefilden der Nacht, so mußt du den Sohn vergessen. Dann schöpfe ich die zweyten Schale für dich aus dem Letha.

(geht ab.)

Eraft.

In den Gefilden der Nacht? — Aber dann war er nicht so redlich, wie er Elisen schien. Dara hat er ihr Tugenden gezeigt, die nicht in seiner Seele waren. Wer die Menschen täuschet, der denket auch die Richter der Hölle zu täuschen. Nein! weil er nicht in diesen Gefilden ist, so ist er auch nicht in den Gefilden der Nacht. — Unglücklicher! In welcher Stunde verlorest du das Recht auf Elysium?

Da tönte dir von meinem Segen
 Gewiß der letzte Laut entgegen;
 Da warnte meine Stimme dich,
 Und jeder Hain verdunkelte sich;

Und dunkel wurd' es in dem Thale,
 Wo nun mein Geist zum letzten Male
 Dir, stumm und bang, vorüber schlich;
 Und alle Tugenden weinten um dich!

Siebenter Auftritt.

Eraßt. Elise. Themire.

Themire.

Wir haben ihn nicht gesehen, und die Seligen wissen seinen Namen nicht.

Elise.

Sie wissen den Namen meines Geliebten nicht!

Themire.

Aber ein Herold ist in den nächtlichen Gefilden.

Eraßt

(nach einer Pause.)

Umsonst.

Themire.

Der Schatten wird wieder kommen.

Eraſt

(nach einer Pausa).

Und die ſchwarze Schale mit ihm.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Schatten.

(Während des Eingangs zur folgenden Arie kommt der Schatten, und bringt dem Eraſt die Schale, indem er ihn mitleidig ansieht. Eraſt nimmt die Schale.)

Elife.

O mein Geliebter!

Eraſt.

O mein Sohn!

Auf ewig soll ich ihn vergessen,
Der Gattin mütterlichen Ton,
Als du — wie nenn' ich dich, mein Sohn? —
In ihrem Schooße noch gesessen?
Auf ewig soll ich ihn vergessen?

Elife.

O mein Geliebter!

Eraſt.

O mein Sohn!

Elise.

Auf ewig soll ich es vergessen,
 Das Thal, wo wir als Kinder schon —
 Wie süß war deiner Stimme Ton! —
 Voll treuer Zärtlichkeit gesessen?
 Auf ewig soll ich es vergessen?
 O mein Geliebter!

Erast.

O mein Sohn!

Ich gab ihm den ersten Kuß, als er geboren ward, und den letzten, als ich starb. Diese Küsse sind verloren. So viele Freuden sind verloren! Ich habe keinen Sohn mehr!

Themire.

Gerechter Himmel! Vielleicht hat ihn die Armut zu Lastern verleitet. Ich konnte ihn glücklich machen und seine Tugend erhalten.

Erast.

Ich will sie leeren. — In dem Augenblicke, da ich sie leere, wird eine unzählige Menge von Söhnen geboren. — O ihr Väter!

(Indem er die Schale ansehen will, unterbricht ihn die Musik der folgendenarie. Er sieht sich um)

L e g t e r A u f t r i t t.

Die Vorigen. Lindor.

Lindor

(in einiger Entfernung).

Empfanget, ihr Gefilde, mich!
 Hier, wo nicht mehr Verlaßne flehen,
 Hier, wo verklärte Geister gehen,
 Hier soll ich meinen Vater sehen,
 Und voller Glanz, Elise! dich.

Empfanget, ihr Gefilde, mich!
 Hier werden keine Thränen fließen;
 Ich werde meine Freunde grüßen,
 Und zärtlicher den Vater küssen,
 Und zärtlicher, Elise! dich.

(Während der Arie giebt Erast die Schale zurück.)

Elise

(geht mit einer Umarmung auf ihn zu).

Lindor!

Lindor

(zu Erast, mit einer Umarmung).

Mein Vater!

Themire.

Du hast mit Elisen um mich geweint. Ich vergaß euch, als ihr von den Menschen verlassen wart. Umarme mich! Ich bin Themire.

(Er umarmt sie.)

Lindor.

Schon lange, meine Freunde, hätte ich in diesen Gegenden euch umarmt; allein ich starb mit einem kleinen Hasse gegen eine Welt, in welcher Elise nicht glücklich seyn konnte, und wo die zärtlichste Liebe nicht einmal eine Hütte fand. Ehe ich die Wohnungen des Friedens betrat, mußte ich mit den Menschen mich versöhnen; deswegen irrte ich an dem jenseitigen Ufer des Flusses, und prüste mein Herz. Nun, meine Freunde, nun ist meine Seele voll Friede, wie diese Gebüsche; nun können wir ewig uns lieben!

Erast.

Ihr Schatten Elysiums, ihr gütigen Schatten! Feiert mit uns dieses Fest, und vereinigt mit den unstrigen eure Gesänge.

Kinder sitzen euch zu Füßen:
Seht ein künstliches Geschlecht!
Und, ihr Väter, unter Küssem
Lehret sie der Tugend Recht;

O ihr Väter, zeigt im Bilde,
Zeiget ihnen unser Glück:
Eure Lehren sind ein Blick
In elyssische Gefilde.

Chor.

O ihr Väter! u. s. w.

Elise.

Sanste Tugenden vermahlen
Sich mit holder Liebe Scherz,
Und verschönen so die Seelen,
Und erheben jedes Herz.

O ihr Liebenden! Im Bilde
Seht ihr unser ganzes Glück:
Eure Freuden sind ein Blick
In elyssische Gefilde.

Chor.

O ihr Liebenden u. s. w.

Lindor.

Suchet ihr umsonst Erbarmen,
Ist geflohn der Menschen Huld,
O so tröstet euch, ihr Armen!
Lernet göttliche Geduld.

Ihr Verlaßnen! Schon im Bilde
Lächelt euch ein besres Glück:
Eure Thränen sind ein Blick
In elyssische Gefilde.

Chor.

Ihr Verlaßnen! u. s. w.

Themire.

Wenn, in glänzenden Palästen,
Ihr der Erde Götter scheint;

O so denkt an euern Festen,
Denket, daß die Armut weint.

O ihr Großen! Seht im Bilde
Schon der Menschenliebe Glück:
Jede Wohlthat ist ein Blick
In elyssische Gefilde.

Chor.

O ihr Großen! u. s. w.

Erst.

Gräber winken, und vernichtet
Ist der Tugendfeinde Spott.
In der Hölle wird gerichtet,
Und im Himmel ist ein Gott!

O ihr Menschen! Seht im Bilde,
Seht der Unschuld hohes Glück:
Waget öfter einen Blick
In elyssische Gefilde.

Chor.

O ihr Menschen! u. s. w.

Inhalt des ersten Bandes.

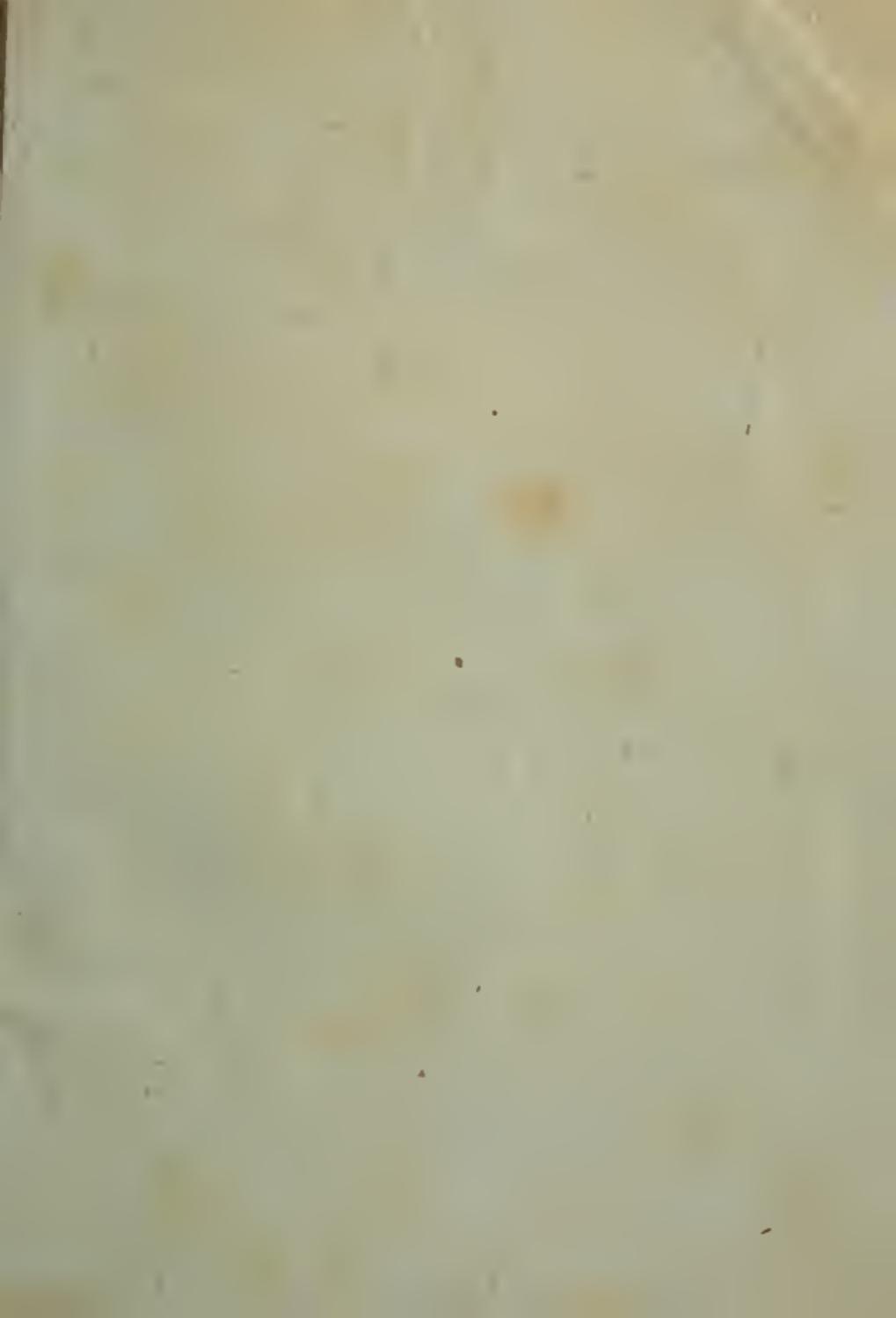
Erste Abtheilung.

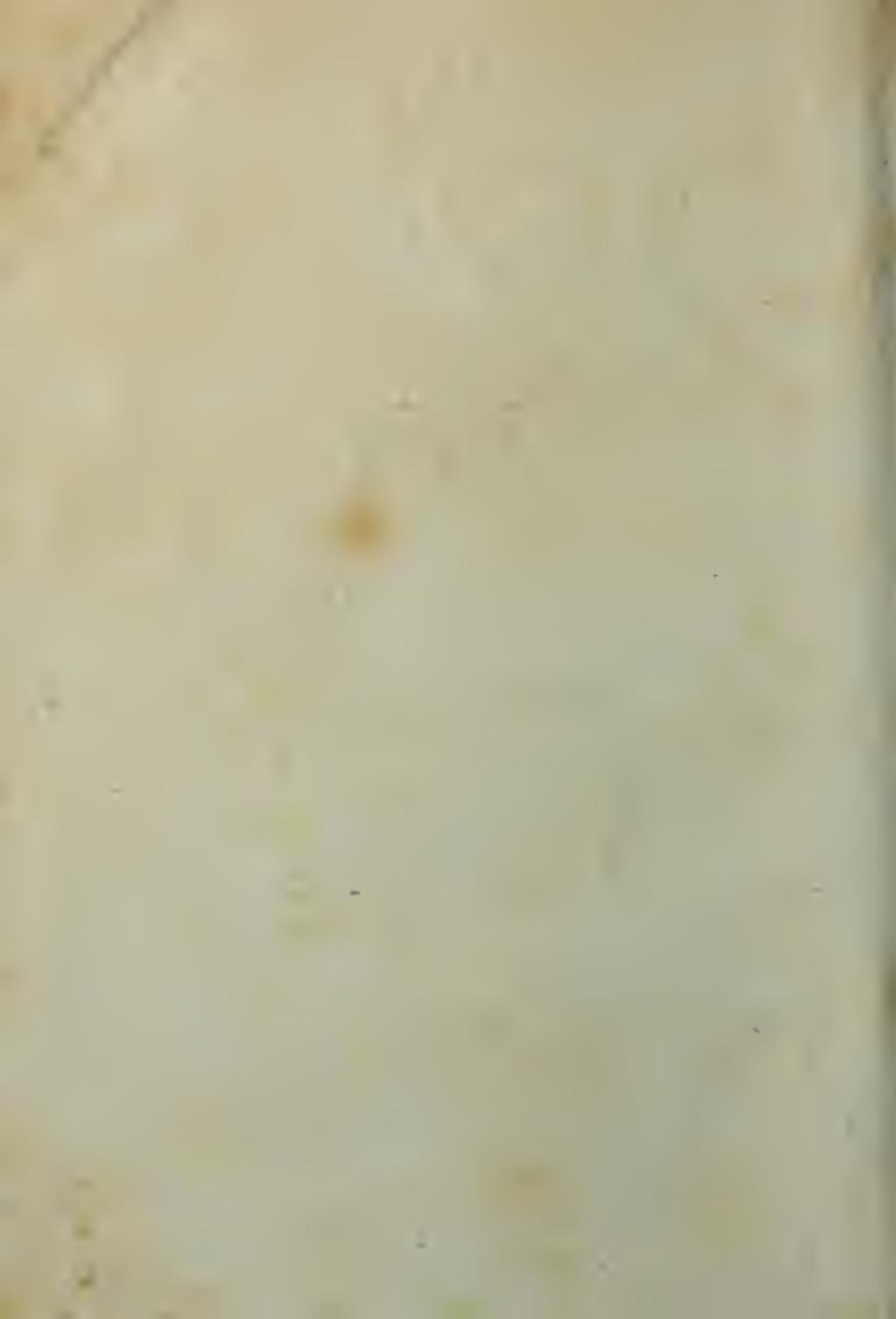
| | |
|---|------------|
| Leben J. G. Jacobis von einem seiner Freunde | S. 5 — 168 |
|---|------------|

Zweyte Abtheilung.

| | Seite. |
|--|--------|
| Vorrede des ersten Bandes zweyter Abtheilung | 171 |
| An Gleim | 182 |
| Gleim an Jacobi | 186 |
| Antwort | 189 |
| An Gleim, im December | 193 |
| An Ebendenselben | 198 |
| Lalage an Gliphästion | 201 |
| An die Karschinn | 203 |
| An den Geheimenrath Kloß | 207 |
| An Mad. Hensel | 209 |
| An meinen Bruder | 212 |
| An zwey Läubchen | 217 |
| Der Faun | 219 |

| | Seite. |
|---|--------|
| An * * | 221 |
| An Belindens Bett | 225 |
| An Philaiden | 226 |
| An die Gräfin von H**, Stiftsdame zu G** | 227 |
| Ueber den heil. Hippolytus u. s. w. | 229 |
| Venus im Bade | 244 |
| An die Liebesgötter | 246 |
| Das Läubchen | 248 |
| Das Gewitter | 250 |
| Der Kuß | 252 |
| Bey Uebersendung einiger Blumenstücke im März | 256 |
| Nachtgedanken. An Gleim | 258 |
| An Gleim | 270 |
| An die Frau von ** | 276 |
| An den Geheimenrath Kloß | 278 |
| An * * | 287 |
| Winterreise | 290 |
| Beylage zu der Winterreise | 340 |
| Das Lied der Grazien. An Gleims Geburtstage | 347 |
| Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging . | 351 |
| Elysium. Ein Vorspiel mit Arien | 353 |





PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

73.19

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 29 05 07 002 9